Hiſtoriſches

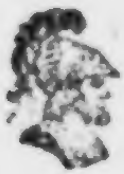
Taſchenbuch

für

das Jahr 1813

von

Ernſt Moritz Arndt.



St. Petersburg,

Bei Karl Liſſner.

Zum Druck erlaubt,

mit der Anweisung, nach vollendetem Druck fünf Exemplare dieses Werkes in die Zensur Kommitte einzuliefern, nämlich ein Exemplar für die genannte Kommitte, ein anderes für das Departement Sr. Excellenz des Ministers der Aufklärung, zwei Ex. für die Kaiserliche öffentliche Bibliothek und eins für die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Zensor, Hofrath Sohn.

St. Petersburg,
den 26. November, 1812.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Ihrer Majeſtät

der

regierenden Kaiſerin

aller Reuſſen

in tiefſter Ehrfurcht

geweiht

vom Verfaſſer.

Zueignung.

Ein Adler flog ich einſt hinein ins Leben,
Ein Adler ſonnenkühn und friſch und jung,
Der ſüße Trieb, den mir der Gott gegeben,
Erregte meiner Flügel muntern Schwung,
Die Erde ſah ich unter mir verſchweben,
Zum Himmel trug mich hoch Begeiſterung,
Aus fernen Welten tönten Wunderklänge,
Und alle Sphären ſangen mir Geſänge.

O goldne Zeit, o ſel'ge Himmelshöhen!
O einzigſchönes Land der Fantaſien!
O hohe Wunder, die ich dort geſehen!
O Blumen, welche überirdiſch blüh'n.
O Lüfte, die wie Engelodem wehen!
O Träume, welche ſelbſt als Engel ziehn!
Als bunte Vögel zu der Zeit des Maien,
Wann alle Kreaturen ſich erfreuen!

O süße Fahrt auf deinen Oceanen,
Erhabener Walter, wunderbarer Geist!
Wo unermeßlich durch die Sonnenbahnen
Der Feuerstrom des ew'gen Lebens fleußt,
Wo alle Sinne stolz zur Tugend mahnen,
Wo jede Hoffnung hält, was sie verheißt,
O fromines Ahnden, unergründlich Lieben,
Unendlich Glauben, wo seid ihr geblieben?

Ihr seid dahin, und kehret nimmer wieder,
Nur einmal blühet eure Zauberwelt;
Der stolze Wahn sinkt von dem Himmel nieder
Und fühlet nun, wie tief der Gott hier fällt;
Die lahme Schwinge streifet müd' und müder
Am Boden hin, die einst das Sternenzelt
Mit edler Kühnheit wagte zu durchmessen,
Hoch ob Olympen fliegend und Parmessen.

Das war der Glanz von deiner ew'gen Schöne,
O Tugend, die mein kindlich Herz entzückt?
Das euer Klang, ihr hohen Wundertöne,
Die meine stillen Thränen oft beglückt?
Das waret ihr, ihr stolzen Götterſöhne,
Herzen ihr, mit jeder Kraft geſchmückt?
So jäh warſt du, o Sturz von jenen Höhen,
Wo ich bei Göttern göttlich mich geſehen?

Selbſt die, des Liedes holde Wundergabe,
Selbſt du der Rede himmliſche Gewalt,
Was mit beſeelten Lippen ſchon der Knabe,
Mit frohen Stammeln ſchon das Kind gelallt,
Apollon, ſelber deine ſüße Gabe
Erſtarret an des Tages Mordgeſtalt,
Wie welche das Meduſenbildniß ſahen
Von Eis und Stein ein kaltes Herz empfahen.

So klingt die Klage, und sie hat geklungen,
Solange Geister rund in Leibern gehn,
Vieltausendmal hast du dich umgeschwungen,
O Sonne, um der Alpen höchste Höh'n,
Vieltausendmal bist du dem Meer entsprungen,
Doch hast du Einen Glücklichen gesehn?
Von Millionen Menschen auch nur Einen,
Die deine Strahlen liebevoll bescheinen?

Du kennst die Wonne der erhabnen Seelen,
Erhabne Frau, du kennst auch diesen Klang:
Was Geister leise Geistern nur erzählen,
Das spricht in zarten Räthseln der Gesang,
Er wohnt mit Herrschern in den Kaisersälen,
Er spielt mit Hirten an des Hügels Hang
In tausend Bildern, Farben und Gestalten
Darf er der Götter Wunderwelt entfalten.

Er fliege leicht, der Genius der Zeiten,
Er ſchreitet ſchwer, des Schickſals ernſtes Bild;
Was frei ertönt aus ſeinen goldnen Saiten,
Das hat ſich wahrlich je und je erfüllt;
Er iſt Prophet und kann Orakel deuten,
Wann rein ſein Strom aus der Begeiſtrung quillt:
Ein weißer Schwan erſchwingt er ſein Gefieder
Und ſingt den Himmel zu der Erde nieder.

Nimm dieſen Himmel, nimm die hohe Weihe,
Des edlen Herzens kühne Zuverſicht:
Der Gott der Sterne iſt der Gott des Treue,
Der Gott der Sterne iſt der Gott des Lichts;
Vernimm es, daß ſich deine Seele freue:
Die ſchwarze Schande ſtürzt in ihr Nichts,
Gerechtigkeit wird um den Erdball walten
Und ſeine Welt wird Gott der Herr erhalten.

Es ist kein Trug, was hohe Seelen schwellet,
Was kühne Geister denken, ist kein Wahn,
Das Licht, das dir den tiefen Busen hellet,
Blitzt durch der Götter Brust, der Sonnen Bahn,
Die Kraft, die List und Lug und Schande fället,
Wird ihres Glaubens schönen Kranz empfah'n:
Sie heißet Einfalt, Unschuld, Demuth, Friede,
Und schirmt das Glück mit leuchtender Aegide.

Vorrede.

Dieſes Büchlein enthält meiſtens alte Geſchichten und Begebenheiten aus längſt vergangenen Zeiten. Alles iſt gewählt, weil es als eine abgeſchiedene Geſtalt des Lebens Liebe und Haß weniger erregt und

den Erzähler und die Zuhörer nicht in eine zu große Theilnahme reißt, welche das Urtheil verdunkelt und das Verständniß schwächt. Neues ist gefährlicher, und seine Wahrheit ist schwerer zu finden und zu sagen; zu finden, weil Freude und Leid der Gegenwart auch die Besten beherrschet; zu sagen, weil Kurzsichtigkeit oder Neid, oder Dummheit durch Deutelei und Dreherei das Unschuldigste und Allgemeinste schuldig und einzeln machen kann: schon Tacitus klagte: Selten ist das Glück der Zeiten,

wo man ſagen darf, was man meint.

Dieſe alten Geſchichten, wenn ſie einfältiglich erzählt ſind, können doch nicht veraltet geſcholten werden, ſondern ſtehen lebendig in der Gegenwart. Denn die Geſchichte iſt wie das Leben zugleich alt und jung; ſie iſt wie die Dichtung ein Spiegel des Allgemeinen und Ewigen; ſie ſieht mit tauſend Geſichtern zugleich rückwärts und vorwärts; rein erſcheinen in ihrer lethiſchen Fluth die Bilder und Geſtalten,

welche aus dem Schutt der Zeiten als bedeutende Hieroglyphen oder blutige Ungeheuer hervorragen sollen.

Ob in der Auswahl dieser Bruchstücke eines größeren Werks ein innerer Sinn oder eine Anspielung auf den Tag und die Stunde liegt, darüber wäre lächerlich hier etwas zu sagen; aber Eines ist sternklar, daß sie am meisten in Beziehung auf Teutschland geschrieben sind, und darüber darf und muß hier ein Wort gesagt werden.

Wie der Strom der europäiſchen Geſchichte ſeit der Aufräumung und Verwandelung der alten Welt gerollt iſt, ſind Italien und Teutſchland die Centralländer der neuen Welt geworden; ſie ſind es geblieben bis auf die neueſten Zeiten, wenn auch England und Hiſpanien durch die weite Ausdehnung und Wirkung ihrer Herrſchaft und durch die Stiftung neuer Welttheile, wenn auch die Franzoſen durch den Lärm und durch das Unglück, das ſie ſeit zwei Jahrhunderten in unſern Geſchichten gemacht, zuweilen

bedeutender geschienen haben. Um das Herz und durch das Herz rollt das Leben des Menschen um und durch das Herz Europens rollt Europas Leben. Italien und Teutschland werden bald auch politisch wieder der Mittelpunkt werden und man darf wohl darauf hinweisen, wie sie es werden müssen. Hier muß der Schreiber auch von sich ein Wort sagen.

Die Art seiner Darstellung, seine Ansicht, seine Gesinnung, das Lob der alten Zeiten und die

Klage über ihren Untergang, die oft mit unwillkührlicher Sehnsucht hervorbricht, mögten verrathen, daß er nur daß Alte liebt und daß Republiken ihn die glücklichsten Verfassungen dünken. Auch giebt es immer Leute, die mit den Namen Demokrat, Republikaner, Jakobiner gern Zeter schreien. Darüber bedarf er nicht sich zu erklären; er sagt nur, daß er oft mit süßer Erinnerung und Wehmuth daran denkt, daß er einst ein Jüngling war und jetzt ein Mann ist; daß ihm aber jeder Abschnitt des Lebens, mit

Freiheit und Muth verlebt, gleich göttlich däucht. So auch die Weltalter und ihre Epochen.] Er darf sich kühnlich darauf berufen, daß er von Anfang an die Tollheiten der neuen und neuesten Republiken, die man hat machen wollen, verabscheut hat, daß er von Herzen und Seele immer Monarchist gewesen ist, nicht grade, weil er Monarchien herrlicher und weiser hielt, als Republiken, sondern weil er durch die Geschichte gelernt hat, daß das Zeitalter der Republiken vergangen und das Zeitalter der Monarchien ge-

kommen iſt. Er wäre ein Heuchler und Lügner und ein dummer Schmeichler erhabener Monarchen, die ſolche Schmeichelei weder wollen noch gebieten können, wenn er leugnete, daß ihm die Herrlichkeit von Athen und Florenz, von Venedig und den Niederlanden, wie ſie einſt waren, nicht ewig gefallen müſſen; aber er weiß, daß ein anderer Gott und eine andere Geſchichte gekommen iſt.

Der chriſtliche Gott hat die alten Götter zerſtört und ihre Altäre

umgestürzt: die blühende und unruhige Vielheit der Welttriebe und Mannigfaltigkeit der Jugendkräfte hat sich mehr in kräftiger Mannheit und frommer Einheit gesammelt. Der Jüngling ist demokratisch, der Mann ist monarchisch. Alles hat seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag gearbeitet, das Verschiedene einfach, das Streitende freundlich zu machen. Zwar in dem Mittelalter ist noch einmal eine christliche Jugendwelt, eine ganz andere als die der Alten wieder aufgeblühet; aber auch diese ist

vergangen und wird nimmer wieder kommen: denn die Zeit kehrt so wenig in ſich ſelbſt zurück, als ein Strom zu ſeiner Quelle fließt und ein erwachſener Mann in ſeiner Mutter Leib zurückkehren mag.

Nicht durch ein Ungefär — die Geſchichte, die tiefſte Offenbarung Gottes, kennt kein Ungefär — hat ſich die Welt mit dem Einen Gotte von Jahrhundert zu Jahrhundert in Europa mehr und mehr in groſſen und einfachen Maſſen abgeſetzt, und thut dies bis auf den heutigen

Tag. Die Berge mit ihren verwitterten Spitzen bröckeln und rollen zusammen, die uralten Gebilde der frühesten Zeit, und werden Flächen und werden Thäler, wo der Pflug zieht; die kleinen Republiken, die kleinen Staaten, die kleinen Fürstenthümer verschwinden durch eine unwiderstehliche Gewalt; selbst die Liebe des Einzelnen und Kleinen verschwindet mehr und mehr in den Herzen der Menschen und richtet sich auf das Ganze und Große. Es ist Gott, es ist die größte Gewalt der Dinge, die dies vollbringt:

die Menſchen müſſen ihren Willen thun. Jetzt kämpfen Welttheile gegen Welttheile und Länder gegen Länder, Nord und Süd, Oſt und Weſt ſtürmen in Windsbraut zuſammen, alle Völker, alle Sprachen, alle Sitten, alles Glück und Unglück miſcht ſich in einem dunkeln Strom. Die nächſten Decennien werden den Strom aufklären und die Bedeutung dieſer Kämpfe enträthſeln.

Dieſe Bedeutung iſt keine allgemeine Monarchie, eine

solche gefällt Gott nicht; denn seine Lust heißt Freiheit und Mannigfaltigkeit und edler Wetteifer der Kräfte, ja Krieg ist seine Lust und seine Geschichte — darum hat er verschiedene Völker gesetzt — aber ein Krieg für Gerechtigkeit und Ehre. Das ist die Bedeutung dieser Zeit, daß die kleinen Staaten vergehen und große Monarchien sich gestalten und abründen sollen. Was auch Menschenlist und Menschenwahn anders wollen und meinen, Gott wird es hindurchführen und aus den Gräueln und Getümmeln des

Tages eine ſchöne und freie Welt verſchiedener Völker und Monarchien hervorgehen laſſen.

Dies ſage ich als ein wahres Wort; würde es doch als ein ernſtes Wort vernommen! Zerſtieben werden die Entwürfe und Liſten derer, die es anders wollen, die kurzſichtig und geitzig das Alte wiederherſtellen wollen; zerſchmettern wird Gott alle, die hier gegenſtreben, und die Wünſche der Guten, die Arbeiten der Weiſen, die Künſte der Böſen, wenn ſie ſein Willen

nicht gehorchen wollen, werden wie Spinnengewebe im Winde zerflie-gen. Mögten doch alle ſich durch die Zeit, die einzige Weiſerin und Prophetin warnen laſſen! mögten doch die, bei welchen die Entſchei-dung und das Heil des Augenblicks ſteht, lieber das Leichte wollen, als das Schwere! Denn wahrlich ich ſage es, und die Gegenwart ruft es mit Donnerſtimmen: alle große Arbeiten und Thaten für die Frei-heit und Ordnung Europens wer-den vergeblich ſeyn, ſo viel edles und theures Blut wird umſonſt

vergoſſen ſeyn, wenn man gegen den allmächtigen Strom der Zeit ſchwimmen will. Gott iſt ein Monarch geworden, die Länder ſollen Monarchien werden, die Republiken und die Kleinherren und Viertelsherren ſind vergangen und werden vergehen.

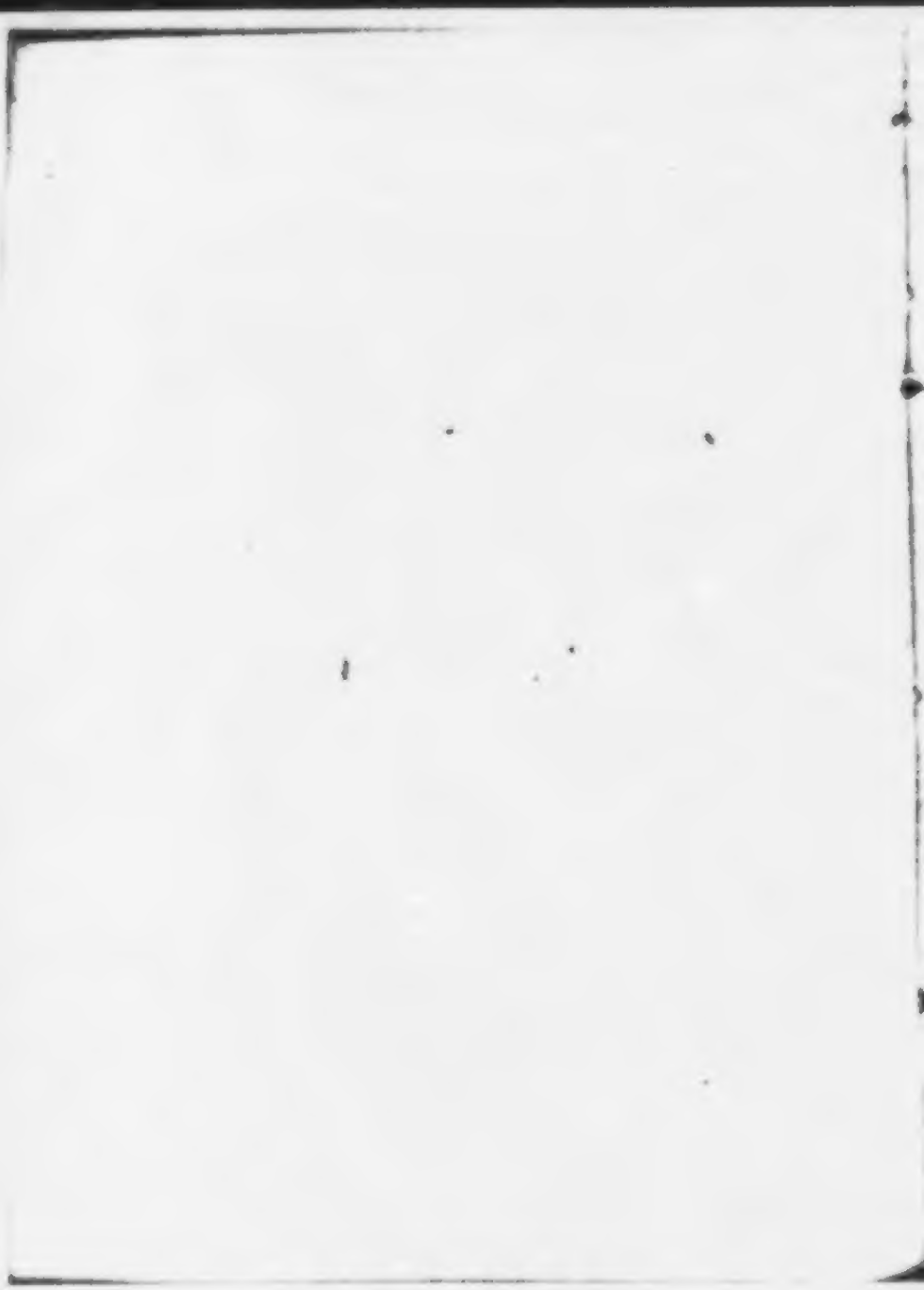
Dies ſei genug für das Ernſte und Schwere des Bächleins. Man hat in Verſen noch etwas Luſtiges und Leichtes darauf ſtreuen wollen. Möge es wirklich luſtig und leicht ſeyn und als Blumenflocken die

ſtrenge Furchtbarkeit der Geſchichte bedecken! Dies iſt der letzte Wunſch, und daß dem ganzen Erdball ein fröhliches Neues Jahr der Gerechtigkeit und Freude aufgehe.

Bruchstücke

einer

teutschen Kronik.



8. Hermann.

So blieb Ostgermanien ruhig, aber in Westgermanien war großes Getümmel, als Tiberius die Dalmaten und Pannonier kaum beruhigt hatte; denn es lag ein ganzes römisches Heer erschlagen, und der Schrecken war groß in Rom und in Italien und die Menschen fürchteten schon, die Cimbern und Teutonen werden wieder kommen. Folgendes war aber die Ursache und der Erfolg des Krieges:

Drusus und Tiberius hatten das Land zwischen dem Rhein und der Weser mehr durchstreift als erobert; doch waren die römischen Vorposten und Kastelle bis an die Lippe und Ems gerückt und die Römer betrachteten das Land als ihre Provinz, und

behandelten es als solche. Aber hier erschien, daß es leichter ist, eine Provinz machen, als behaupten. Den römischen Legionen befahl jetzt Quinctilius Varus, ein Mann von mildem und sanftem Gemüthe, aber an Leib und Geist weich und gemessen, für die Geschäfte des Friedens geschickter, als für die des Krieges; auch liebte er das Geld mehr als recht. Diesem Manne däuchte alles, was gehorchte, auch gebändigt, und er saß unter den Germanen zu Gericht, als wäre es auf dem römischen Markte gewesen, und richtete die Männer in einer Sprache, die sie nicht verstanden, nach Gesetzen, die sie nicht kannten, nach einer Ordnung, die für ihren Zustand nicht paßte. Jetzt erwachten alle, die man mit sanften Namen und gelinder Behandlung als Freunde und Bundesgenossen angezogen hatte: tiefer aber grollten, die bisher nur gehorchten, weil sie mußten: denn nichts ist freien Menschen schmerzlicher, als Befehle in fremden Sprachen hören müßen und nach Gesetzen gerichtet werden, die sie sich nicht gegeben haben. Und Gott wollte, daß die Germanen nicht Knechte werden sollten, und er hatte einen Jüngling erweckt unter ihnen, der sie erlösen sollte, und dieser Jüngling hieß Arminius oder Hermann.“

Es war aber Arminius ein Fürst aus dem Volke der Cherusker, welche wohneten in dem Lande zwischen dem Harz und der Weser, und er hatte einen hohen und kühnen Muth und verstand auch den Krieg, wie ihn die Römer führten; denn er war als Kriegsmann unter ihnen gewesen und Freund und Ritter genannt worden, und es war gar ein behender, geschickter und kluger Jüngling. Und er ergrimmte in seinem Herzen, als er sah, wie sein freies Vaterland unterdrückt ward und wie freie Männer, die nichts fürchteten als Gott, vor römischen Sachwaltern und Beilen zitterten, und er entwich in die Orte, und redete zu den Fürsten und den Aeltesten, wie sie sich verbinden möchten und die Römer erschlagen und die Knechtschaft abthun von ihrem Lande. Und sie traten zusammen und rathschlageten und schlossen einen Bund und gelobten vor Gott einander treu zu seyn; denn es sei besser, einmal ehrlich sterben, als länger in Schande leben. Und es ward dem Varus und denen, die mit ihm waren, angesagt: siehe, es ist unruhig im Lande, darum sei auf deiner Hut, auch hüte dich vor dem Arminius und denen, die mit ihm sind: denn sie meinen Arges in ihren Herzen gegen die von Rom. Denn unter den

Germanen waren Verräther, die mehr hielten von den Fremden als von den Ihrigen und denen die Römer Gnadengelder bezahlten; und unter ihnen war ein germanischer Fürst, der hieß Segestes und war ein Erzböswicht gegen sein Land bis an seinen Tod. Dieser warnete Quinctilius Varus noch den Tag vor dem Unglück; er aber glaubte ihm nicht, denn er dachte in seinem Herzen: diese werden sich nicht rühren, die so blaß werden vor den Beilen meiner Schergen. Denn so ist es: will Gott das Glück wegwenden, so verwirrt er die Rathschläge und verblendet die Augen, daß sie nicht sehen, und rennen so blind in ihr Verderben.

Arminius aber hatte seine Völker versammelt, denn er wußte, daß Varus sicher war, und ihnen in Wäldern und Sümpfen ihre Stellen angewiesen, wo sie im Hinterhalt liegen sollten; und sie sagen, daß er selbst Unruhen entstehen ließ in dem Lande, das gegen die See liegt, und daß er Varus, der gegen die Aufrührer zog, begleitete, und den Weg belauschte und dann von ihm entwich zu den Seinen. Varus aber zog in aller Sicherheit durch einen tiefen Bergwald, und der Wald lag in dem Lande, wo die Ems der Lippe am nächsten fließt, und hieß der

Teutoburger Wald, und Varus lagerte in ihm. Und als er aufbrechen wollte aus seinem Lager, daß er weiter zöge, siehe da sah er alle Zugänge besetzt mit feindlichen Schaaren, und Arminius an ihrer Spitze; und war nirgends ein Ausgang: denn wo nicht Wald war, da war Sumpf. Und der Weg, wo die Römer ziehen sollten, war eng, und sie drängten sich sehr. Jene aber warfen ihre Geschosse von oben herab auf die dichten und trafen leicht; diese aber konnten ihnen wenig schaden, die da einzeln hinter Bäumen und Steinen standen, auch konnten sie nicht hinaufklimmen, denn es war steil und schlüpfrig und regnete sehr. Und es entfiel ihnen der Muth, da sie zugleich ziehen und streiten sollten, und daß es so regnete.

Und der Abend kam und ward Nacht, und sie schlugen ihr Lager auf, und ward eine düstere und grauenvolle Nacht. Varus aber ließ viele Wagen und Karren und Gepäck verbrennen, daß er leichter ziehen mögte, und nahm die Troßbuben und Weiber und Kinder in die Mitte. Denn es waren ihrer viele mit und waren nicht ausgezogen wie zum Krieg. Und den zweiten Tag, als es taate, kamen sie zuerst auf ein kleines offenes Feld; dann mußten sie wieder durch Wald

ziehen; und der Regen fiel dicht vom Himmel herab und wehte ein gewaltiger Wind, so daß sie ihre Waffen nicht gebrauchen konnten und weder vor- noch rückwärts gehen in ihrer schweren Rüstung; denn der Weg war sehr schlüpfrig. Die Germanen aber freueten sich und riefen: siehe das thut unser Gott, der uns heute rächen will an unsern Feinden; und sie zogen den Römern immer zur Seite im Walde, und waren ihrer noch mehr als ersten: denn auf die Nachricht, Varus sei umzingelt, liefen immer neue Schaaren herbei, damit sie Theil hätten an dem Krieg und der Beute. Und als sie sahen, daß die Römer fast ermatteten, setzten sie tapfer an sie und trafen auf sie und durchbrachen ihre Reihen; und es wurden alle Römer erschlagen, bis auf wenige, die entrannen oder die sie leben ließen. Es waren aber drei Legionen, mit dem Hülfsvolk an 20,000 Mann, die auserlesenste Schaar, die Rom hatte; denn die stellten sie immer gegen die Germanen. Varus, der Feldherr, als er sah, daß die Seinen erschlagen wurden, da er schon hart verwundet war, stürzte sich in sein Schwerdt und starb, und es starben viele der Fürsten des Heers so durch ihr eigenes Schwerdt. Hermann aber ließ Varus Haupt abhauen, und sie tru-

gen es zu Marbod, der Markomannen König; dieser aber sandte es an den Kaiser Augustus nach Rom, daß er es legen ließe in das Begräbniß seiner Väter. Und die Germanen wütheten gegen die römischen Richter und gegen die, welche vor Gericht die Sprecher sind, und zerstachen sie, und schnitten ihnen die Zungen aus und hielten sie in der Hand und höhneten: zische nun, römische Natter! Diese Schlacht geschah im Jahre 9 nach Christi unsers Herrn Geburt.

Und es wurden in allen Gränzen Germaniens über dem Rhein alle Römer gegriffen und getödtet, die Kaufleute und die Vögte und Schatzmeister, auch die als Ausrufer und Späher von Augustus geschickt worden, daß sie die Völker belauschten; und die Schanzen wurden geebnet und die Festen und Schlösser geschleift, und sollte kein Denkmal der Schande übrig bleiben diesseits des Rheins, als die Gebeine derer, die erschlagen waren. Die Römer aber, die am Rhein zurück geblieben waren, liefen zusammen und stärkten sich in ihren Festen; denn die Furcht war fast groß in dem ganzen römischen Reiche. Und Augustus der Kaiser zitterte in seiner Stadt Rom, die sich die Königin der Länder und Herr-

scherin der Völker nannte, und gedachte: wie wenn die Gallier aufstünden, und die Hispanier sich erregten, und die Pannonier und Dalmaten wieder zu den Waffen griffen? und fürchtete sich sehr. Er gebot aber dem Hauptmann seiner Leibwächter, daß er Wachen rundgehen ließe durch die Stadt, damit kein Aufruhr entstünde; und allen Landvögten in den Provinzen verlängerte er die Herrschaft, daß sie die Unterworfenen zügelten, welche Erfahrnen und Bekannten am leichtesten gehorchen; und er gelobte Jupiter seinem Gott große Spiele, wenn sein Regiment glücklicher würde: das war auch geschehen in dem Cimbrischen und Marsischen Kriege; und er war so betrübt, daß er mehrere Monate seinen Bart und sein Haupthaar ungeschmückt hängen ließ und oft auch mit dem Kopf gegen die Thüre rannte und rief: Quinctilius Varus, gieb mir meine Legionen wieder! u. den Tag der Niederlage beging er alle Jahre wie einen Trauertag; er hieß auch sofort alle germanischen Trabanten aus seiner Leibwache stoßen, denn er traute ihnen nicht mehr.

Aber das Unglück ward nicht so groß, als man gefürchtet hatte. Die germani-

schen Völker gingen wieder aus einander, jedliches in seine Heimath, zufrieden, daß die Römer wieder jenseits des Rheins lagen. Hermann wäre gewiß gern mit Heereskraft weiter gezogen, und hätte Gallien aufgewiegelt, die nicht lange bezwungenen Rhätier und Vindeliker zur Freiheit gerufen, und so auf Italien gestürmt, woher den Völkern alles Unheil kam; aber er hatte die Macht nicht bei seinem Volke. Nur die Noth hatte die Germanen verbunden, das Glück zog sie wieder aus einander: sie hatten nur gestritten, daß sie frei blieben, nicht, daß sie andern das Land nähmen. Auch waren unter ihnen viele Fürsten, die es mit den Römern hielten, durch Titel und Gold geblendet, einige jetzt auch durch Neid über Hermann, der groß zu werden anfing vor allen. Diese hemmteten in der Gemeinde die kriegerische Wuth und verriethen den Feinden die Anschläge. Augustus sandte zwar seinen Stiefsohn Tiberius Nero mit einem Heere nach Germanien, aber diesem war es genug, die Gränzen zu bewachen, theils weil er, von Natur verschlossen, das Sichere liebte und lieber durch Unterhandlungen als durch die Waffen siegte, theils auch, weil die östliche Seite nicht zuver-

lässig war, wo Marbod, der Markomannen König, sich für große Dinge bereitete und die Pannonier und Dalmaten sträubend dräuten, endlich auch, weil Augustus alt und hoch betagt war und derjenige, welcher zu Hause nach der Herrschaft trachtete, die auswärtigen Kriege verschieben mußte.

Weil aber der Krieg bald wieder ausbrechen soll in denselben Gegenden, wo Drusus und Tiberius früher gekriegt hatten, so rechnen wir die Völker, welche dort wohneten und so tapfer stritten, daß, hätten sie die Freiheit weniger geliebt, in diesem Lande wohl heute nicht teutsch gesprochen würde. Es war aber das Land, was die Elbe und der Rhein begränzet gegen Mitternacht und Mittag, was gegen Abend an dem Nordmeere und gegen Morgen an dem Harz und Odenwald hinzieht, bis wo der Main sich in den Rhein ergießt. Das erste Volk südöstlich waren die Katten. Gefährlichere Nachbarn hatten die Römer nicht, sie brannten von unbezwinglicher Liebe für die Freiheit. Ihre Jünglinge trugen an ihren Knoten einen Eisenring, als Kette und als Schimpf, bis sie das Zeichen durch einen erschlagenen Feind lösten. Sie wohnten in gebirgigem Lande und in dem hohen Gelande um die Lahn und

Eder und Fulde bis an die Weſer. — Ueber ihnen in den Wäldern des Harzes und um die Aller und Leine bis an die Elbe ſaßen die Cherusker, durch Hermanns Tugend weit bekannt und über ihre Nachbarn erhoben, nach ihm ausartend und andern dienend. — An dieſen und an den Katten hin zog ſich in einem langen krummen Bogen das zahlreiche, tapfere und gerechte Volk der Chauken an beiden Ufern der Weſer bis an den Ocean. — Weſtlich neben ihnen beweideten die Frieſen die flachen Ebenen und Sümpfe längs den Küſten bis zu den Batavern, welche ſchon Bundesgenoſſen der Römer waren. Unter den Chauken an der Ems erſtreckten ſich die Chamaver und Angrivarier, dann näher der Lippe die ſtreitbaren Brukterer und Marſen, einſt auch die Sikambrer, ehe die Römer ſie über den Rhein verpflanzten. Zwiſchen der Lippe und Sieg aber waren die nächſten Nachbaren der Römer die Uſipier und Tenkterer, eben ſo furchtbar berühmt zu Roß, als die Katten zu Fuß. Dies waren die großen Völker dieſes Landes; neben ihnen noch mehre kleine mit verſchiedenen Namen.

Im fünften Jahre nach der Schlacht im Teutoburger Walde ſtarb der Kaiſer Auguſtus und ihm folgte in der Regierung ſein

Stiefsohn Tiberius Claudius Nero, der hinfort nicht mehr aus den Gränzen Italiens ging, sondern daheim der Herrschaft hütete. Es waren aber bei seinem Antritt gefährliche Empörungen unter den Kriegsleuten, die an der Donau und am Rhein die Gränzen des Reichs bewachten. An dem Rheinstrom befahl Tiberius Neffe, Drusus Germanikus, der Sohn des Claudius Drusus, der vor drei und zwanzig Jahren dort mit den Germanen gekrieat hatte. Es war dies ein edler Jüngling, schön, beredt, feurig und jeder Tugend begierig. Sein Großvater Augustus hatte ihn hingesandt, damit er durch die Furcht seines Namens die Kriegsleute im Gehorsam und die Germanen in Ruhe erhielte. Und dies war wenige Monate vor seinem Tode geschehen. Als nun die Nachricht erscholl, Augustus sei gestorben und das Regiment an Tiberius gekommen, da entstanden in den Legionen am Rhein zuerst vielfache Gemurmel und Klagen, dann Drohungen und Empörungen, zuletzt Wuth und Mord. Es verlangte aber viele Kriegsleute nach Hause und daß sie nach langem Dienst ihren Gnadensold bekämen, klagend, daß sie die größte Arbeit und Gefahr, die in Rom die größte Ehre und Lohn hätten; andere verlangte

nach neuen Dingen, die Strenge des neuen Herrn fürchtend, und wollten Germanikus zum Kaiser machen, und daß er sich mit ihnen nach Italien aufmachte, den Oheim vertriebe, und das Reich in Besitz nähme. Germanikus aber wehrte ihnen und strafte hart, welche die Rädleinführer gewesen; und, damit sie Gelegenheit gewönnen, die schlechten Thaten durch gute zu versöhnen, beschloß er sie über den Rhein gegen die germanischen Feinde zu führen. Dem Tiberius aber stellte er vor, dies sei nothwendig, auf daß der Geist des Aufruhrs abgeleitet würde und sich in Schlachten verblutete; aber daß er seine Jugend nicht in ruhmloser Faulheit versitzen und den Namen Drusus in den Gegenden, wo sein Vater gefochten hatte, wieder erwecken wollte, das war die Ursache. Er ließ sogleich nach gestilltem Aufruhr eine Brücke über den Rhein schlagen und ging hinüber, die Germanen zu beunruhigen, die sich freueten, als sie auch einmal hörten, daß die römischen Legionen einander ermordeten. Er kam zuerst zu den Marsen, verheerte ihr Land, zerstörte den berühmten Tempel der Tanfana, hieb Weiber und Kinder ohne Erbarmen nieder und wüthete rings mit Feuer und Schwerdt. Da stellten

ſich ihre Nachbaren zuſammen, die Brukte-rer, die Uſipier, die Tenkterer, und be-ſetzten die Päſſe, wodurch das Heer zum Rhein zurückgehen mußte. Germanikus aber öffnete ſich mit dem Schwerdte den Weg durch ſie und führte die Seinigen glücklich in die Winterquartiere.

Und es war Zwietracht unter den Fein-den und hielten ſchlecht zuſammen; darauf bauten die Römer. Denn Segeſtes, der Römer Freund, hatte einen ſtarken Anhang. Dieſer hatte Arminius immer gehaßt, war ihm aber noch feinder geworden, ſeit er ihm ſeine Tochter entführt hatte: ſie war aber einem andern verlobt geweſen. Gleich im Frühlinge that Germanikus einen Zug gegen die Katten, verwüſtete ihr Land und ver-brannte Mattiacum ihren Hauptort; ſie aber zerſtreueten ſich in die Wälder. Auch die Marſen wurden von Cäcina dem Unterfeld-herrn zurückgeſchlagen. Dies aber that Ger-manikus ſo früh, daß er dieſe zuerſt wegräumte und Raum gewönne für das, was er für den Sommer bereitet hatte. Bald darauf kamen Boten von Segeſtes und baten um Hülfe gegen die Gewalt ſeiner Lands-leute, von welchen er belagert war; denn Arminius war mächtiger bei ihnen, weil

er zum Kriege rieth. Segestes hatte den Boten seinen Sohn zugegeben, der hieß Segimund; und der Jüngling war zaghaft, weil er in dem Jahre, wo Germanikus abfiel, bei dem Ort Vetera Ubiorum zum Priester gewählt, die Priesterkappe weggeworfen und sich zu den Aufrührern gesellt hatte. Aber Germanikus empfing ihn gütig. Und er wandte sein Heer, und focht gegen die Belagerer und befreiete Segestes nebst einer großen Schaar seiner Verwandten und Vasallen. Drinnen waren edle Frauen, unter diesen Thusnelda Arminius Gemahlin und Segestes Tochter, mit dem Herzen mehr ihres Gemahls als ihres Vaters, nicht zu Thränen befeuert, nicht in Worten unterwürfig, die Hände in den Schooß gedrückt, auf ihren schwangeren Leib schauend. Auch Beute von Varus Niederlage ward herbeigeführt: zugleich Segestes selbst, stattlich von Ansehn und im Gefühl alter Genossenschaft unverzagt. Dies waren seine Worte:

„Nicht dies ist meiner Treue und Be„ständigkeit gegen das römische Volk erster „Tag. Seit ich von dem göttlichen Au„gustus mit dem römischen Bürgerrecht „beschenkt bin, habe ich Freunde und Feinde nach euren Vortheilen gewählt: und

„nicht aus Haß gegen das Vaterland, (die
„Verräther sind auch denen, welche sie be-
„fördern, verhaßt) sondern, weil ich fand,
„Römern und Germanen fromme dasselbe,
„und Friede mehr als Krieg. Daher gab
„ich den Entführer meiner Tochter, den
„Verletzer eures Bundes Arminius bei
„Varus an, der damals dem Heere vorstand.
„Zurückgewiesen durch die dumme Sorg-
„loßkeit des Feldherrn, drang ich ihn,
„mich, Arminius und die Verschwornen zu
„binden. Zeugin ist jene Nacht; o wäre
„sie meine letzte gewesen! Was darauf folg-
„te, kann mehr beweint als vertheidigt
„werden. Uebrigens habe ich Arminius Ket-
„ten angelegt und die von seiner Parthei
„angelegten erlitten. Aber, sobald ich dich
„erreichen kann, ziehe ich das Alte dem
„Neuen, das Ruhige dem Getümmelvollen
„vor; und zwar nicht um Lohn, sondern
„daß ich mich von der Treulosigkeit löse:
„zugleich dem Volke der Germanen ein
„brauchbarer Friedenstifter, wenn es Rene
„lieber will als Verderben. Für die Jugend
„und den Irrthum meines Sohnes bitte ich
„um Verzeihung; meine Tochter ist nur
„gezwungen hier, gestehe ich: du wirst ent-
„scheiden, welches mehr gilt, daß sie von

„Arminius, empfangen hat, oder daß sie „von mir gezeuat ist "

Auch diese Rede, die klinat, als habe Karl Dalberg oder Montgelas sie in unsern Tagen zu denen gesprochen, die auch über den Rhein mit Waffen nach Germanien kamen, nahm Germanikus sehr anädig auf, versprach seinen Kindern und Verwandten Sicherheit, ihm einen Sitz im römischen Gebiete. Arminius Gemahlin gebahr einen Knaben, dieser ward in Ravenna erzogen; die Bücher, die sein Schicksal erzählt haben, sind verloren.

Arminius, als er vernahm, wie Segestes befreiet und empfangen, wie sein schwangeres Weib als eine Sklavin hinweggeführt worden, fachte den angebohrnen Muth zur Wuth auf, und flog durch die Cherusker, Krieg gegen Segestes, Krieg gegen den Cäsar fordernd, und nicht mild waren seine Worte: der herrliche Vater! der große Feldherr! das tapfere Heer! wo so viele Hände ein schwaches Weib entführt haben! Vor ihm seien drei Legionen, eben so viele Unterfeldherrn in den Staub gesunken. Auch führe er den Krieg nicht durch Verrath, noch gegen schwangere Weiber, sondern offenbar, gegen Bewaffnete. Noch sehe man in den

Hainen der Germanen die römischen Kriegszeichen, die er den heimischen Göttern geweiht habe; Segestes möge an dem unterjochten Ufer wohnen, dem Sohn die Priesterschaft wieder verschaffen — die Germanen werden ihn nie davon weiß brennen können, daß sie zwischen der Elbe und dem Rhein Ruthen und Beile und die Toga gesehen haben; andere Völker, bei der Unkunde des römischen Namens, seien der Hinrichtungen unerfahren, der Schatzungen unwissend; da sie diese abgeschüttelt und jener unter den Göttern geweihte Augustus, jener auserwählte Tiberius an ihnen gescheitert sei, sollten sie vor einem unerfahrnen Jüngling, vor einem meuterischen Heere nicht zittern. Wenn sie Vaterland, Gefreundte, uralte Sitten lieber hätten als Tyrannen und neue Kolonien, sollten sie vielmehr Arminius folgen, der zu Ruhm und Freiheit, als Segestes der zu schändlicher Knechtschaft führe.

So entflammte er nicht nur die Cherusker, sondern auch die benachbarten Völker; und auch Inguiomerus trat bei, Arminius Oheim, bei den Römern von altgegründetem Ansehen. Daher fürchtete der Cäsar sich mehr. Und damit der Krieg nicht mit Einer gewaltigen Last auf ihn fiele, sandte er Cäcina, daß er

den Feind auseinander zöge, mit vierzig römiſchen Kohorten durch das Gebiet der Brukterer an die Ems; die Reiterei führte Pedo, ihr Befehlshaber, durch die Marken der Frieſen, er ſelbſt aber ſchiffte mit vier Legionen durch die Seen: und ſo ſtießen Fußvolk, Reiterei, Flotte zugleich an beſagtem Strom zuſammen. Die Chauken, welche Hülfsvolk verſprachen, wurden als Bundesgenoſſen aufgenommen; die Brukterer, die ihr Land verbrannten, ſchlug von Germanikus abgeſchickt mit einem fliegenden Haufen L. Stertinius, und auf dem Schlachtfelde fand er unter der Beute den mit Varus verlornen Adler der neunzehnten Legion. Darauf ging der Zug zu den äußerſten Gränzen der Brukterer und was zwiſchen der Ems und Lippe liegt ward verwüſtet: nicht weit vom Teutoburger Walde, wo die Reſte des Varus und ſeiner Legionen unbegraben liegen ſollten. Alſo ergriff den Cäſar die Begier, den Kriegern und dem Führer die letzten Ehren zu bezahlen; auch war das ganze Heer, das mit ihm war, zum Mitleid bewegt ob den Verwandten und Freunden, endlich ob den Wechſeln der Kriege und dem Schickſal der Menſchen. Cäcina ward vorausgeſchickt, daß er die Schlüchte der Waldungen erkundete und Brücken und Deiche legte

über die quebbigen Sümpfe und trügerischen Felder: dann beschritten sie die traurigen durch ihr Ansehen und die Erinnerung grauenvollen Orte. Varus erstes Laager verrieth durch seinen weiten Umfang und die abgemessenen Hauptstände die Heerschaar von drei Legionen; darauf an dem halb zusammengesunkenen Walle, dem niedrigen Graben ersah man, daß die zusammengeschmolzenen Reste dort gelagert; in der Mitte des Gefildes weiße Gebeine, wie sie geflohen, wie sie Stand gehalten hatten, zerstreut oder gehäuft; daneben lagen Lanzensplitter, Knochen von Pferden, zugleich an die Baumstämme genagelte Köpfe; in den nahen Hainen germanische Altäre, bei welchen sie Tribunen und Centurionen der ersten Ordnungen geschlachtet hatten. Die jene Niederlage überlebt hatten und der Schlacht oder den Banden entronnen waren, erzählten: hier sei der Feldherr gefallen; dort die Adler genommen; wo Varus die erste Wunde bekommen, wo er durch seine unselige Hand, durch seinen Stoß den Tod gefunden; von wo herab Arminius als Feldherr geredet; wie viele Galgen für die Gefangenen, wie viele Gruben; und wie er die Zeichen und Adler im Uebermuth verhöhnt. So beflatterte das römische Heer das

ſechste Jahr nach der Niederlage die Gebeine der drei Legionen, und keiner wußte, ob er fremde Reſte, ob er die der Seinigen mit Erde bedeckte, und alle begruben ſie wie ihre Verwandte und Blutsfreunde, mit wachſendem Grimm gegen den Feind, zugleich traurig und erbittert. Den erſten Raſen zur Erhöhung des Grabhügels legte der Cäſar, die ſüßeſte Gabe für die Todten, den Anweſenden Theilnehmer der Trauer.

Hierauf zog Germanikus gegen Arminius, der ein Treffen auf dem Blachfelde vermied und die Seinigen ſich in den Wäldern und Sümpfen halten und die Durchgänge beſetzen hieß. Als die Römer ihm hier mehr heiß als vorſichtig nachſetzten, fiel er aus dem Hinterhalt heraus, ſchlug die feindliche Reiterei und trieb ſie auf das Fußvolk, und ſie wurden in einen Moraſt gedrängt und hart mitgenommen. Aber als Germanikus aufzog und die Legionen wieder ordnete, ließ er ab, und ſo ſchied ſich das Treffen. Und der Cäſar führte hierauf ſein Heer zur Ems zurück. Dort ſchiffte er ſeine Legionen wieder ein und hieß einen Theil der Reiterei längs dem Meeresgeſtade zum Rhein ziehen, Cäcina aber ſollte mit ſeiner Schaar von vier Legionen durch das Land gehen auf ei-

nem Wege, der Pontes longi oder lange Brücken hieß. Dieser Weg war schmal, lief durch unübersehliche Moräste und war vormals von C. Domitius aufgedeicht; das Uebrige Klaiboden, mit seinem schweren Thon festhaltend oder gar auebbicht von Bächen, rings umher sanft aufsteigende Wälder: diese hatte Arminius besetzt und war auf Fußsteigen und im geschwinden Zug dem mit Gepäck und Waffen beladenen Römer zuvorgekommen. Die Brücke war vor Alter zerfallen; diese sollte ausgebessert, ein Lager aufgeworfen, der Feind abgewehrt werden. Dieser griff wüthend an, durchbrach die Linien, und hatte durch die Größe seiner Leiber, durch seine langen Lanzen und durch die Kenntniß und Gewohnheit des Bodens großen Vortheil über den Römer, der mit seiner schweren Rüstung im Moraft versank oder auf dem schlüpfrigen Boden sich nicht bewegen noch die Lanzen leicht schwingen konnte. Es war um ihn gethan, wenn nicht die Nacht die wankenden Legionen aus der unglücklichen Schlacht gerettet hätte. Dazu kam, daß die Germanen, ob ihrem glücklichen Erfolg unermüdet, sich auch da keine Ruhe nahmen und was von Wassern auf den rings aufsteigenden Höhen entspringt

auf das untere Land leiteten; dieſes wurde überſchwemmt, was den Tag fertig geworden verſchüttet, dem Krieger die Arbeit verdoppelt.

Es war das vierzigſte Jahr, daß Cäcina im Dienſt gehorcht oder befohlen hatte; er ließ den Muth nicht ſinken, verfügte was in der Noth das Zweckmäßigſte war und ſtellte auf ſeiner Linken und Rechten je eine Legion, daß ſie den Feind in dem Walde abhielten, bis die Verwundeten und der ſchwere Troß etwas vorausgezogen wären. Die Nacht war auf verſchiedene Weiſe unruhig. Die Germanen füllten mit feſtlichen Schmäuſen, fröhlichen Liedern oder grauenvollem Klange die weiten liegenden Thäler und wiederhallenden Schlüchte; bei den Römern waren ſchwache Feuer, abgebrochene Stimmen und ſie lagen hie und da an dem Wall umher und irrten unter den Gezelten, mehr ſchlaflos als wachend; und den Feldherrn ſchreckte ein grauſer Traum: denn ihm däuchte, wie er Quinctilius Varus mit Blut beſprützt aus dem Moraſte hervorſteigen ſah, und ihn hörte, als rufe er ihm, aber doch nicht gehorchte und, als er ihn faſſen wollte, ihn zurückſtieß. Als es licht ward, da verließen die auf die Seiten ab-

geschickten Legionen aus Furcht oder Ungehorsam ihre Stellung und nahmen schnell ein Feld ein jenseits der Moräste. Doch brach Arminius, obgleich der Anfall frei war, nicht sogleich hervor; sondern als der Troß in dem Koth und den Gräben steckte, die Kriegsleute umher bestürzt, die Reihen in Unordnung, und wie in solchem Augenblick ein jeder für sich geschwind ist und die Ohren gegen Befehle langsam sind, hieß er die Germanen einbrechen und rief: hie Varus, und durch gleiches Geschick die Legionen besiegt! Und mit diesen Worten durchbricht er mit Erlesenen die Linie und verwundet am meisten die Pferde; diese gleiten in ihrem Blute und auf dem schlüpfrigen Sumpfboden aus, werfen die Reiter ab, zersprengen die Stehenden, zertreten die Liegenden, der heißeste Streit ist um die Adler, die weder gegen den ungestümen Angriff des Feindes geführt noch in dem leimigen Boden befestigt werden konnten; Cäcina, da er die Schlacht aufrecht hält, stürzt mit seinem durchbohrten Pferde hin und wäre umzingelt, hätte die erste Legion sich nicht vorgeworfen. Es half der Feinde Gierigkeit, die, vom Morden ablassend, nach Beute trachteten; und die

Legionen gelangten mit der Abenddämmerung auf das Freie und Feste.

Dies war noch nicht das Ende des Elends. Es mußte ein Lager befestigt, ein Wall aufgeworfen werden; aber das meiste Feldgeräth war verloren; keine Gezelte für die Fähnlein, keine Binden für die Verwundeten; als sie die von Koth oder Blut beschmutzten Speisen austheilten, bejammerten sie die unselige, Dunkelheit und daß so vielen Tausenden nur noch Ein Tag übrig. Es geschah, daß ein Pferd, durch das Geschrei geschreckt, wild ward, seine Zügel zerriß und einige im Wege stehende umlief; da glaubten sie, die Germanen seien eingebrochen, und so groß war das Schrecken, daß alle zu den Thoren stürzten: besonders eilten sie zu dem Hauptthore, das vom Feinde abgewandt und den Fliehenden sicherer war. Cäcina, da er sah, daß das Schrecken leer war und doch weder durch Ansehen noch Bitten, ja durch Streiche dem Krieger nicht wehren noch ihn zurückhalten konnte, warf sich in der Mitte des Thores hin und schloß endlich durch Mitleid den Weg; zugleich belehrten die Tribunen und Centurionen sie von der Leerheit ihres Schreckens. Der Feldherr schalt sie darauf hart, vermahnte

sie römisch, und bedeutete ihnen, durch feste Entschlossenheit allein sei aus diesen Morästen und Wäldern zum Rhein zu gelangen. Und so zog er sie still zurück hinter seine Schanzen, als wenn die Furcht sie verberge, und bereitete und ordnete alles zu einem kühnen Ausfall für den folgenden Tag. Arminius dergleichen ahndend wollte sie in ihren Wällen nicht stören, sondern sie da erwarten, wo es morastig und abgeschnitten war; aber Inguiomerus, der das Kühnere und Gefährlichere rieth, gefiel mehr. Daher, als der Tag anbrach, schütteten sie die Gräben zu, warfen Reisbündel hinein und erstiegen die Höhe des Walles, wo sich wenige Krieger zeigten, als wenn sie sich aus Furcht enthielten. Als sie in den Verschanzungen fest waren, ward den Kohorten das Zeichen gegeben und Trompeten erklangen. Darauf stürzten die Römer mit Geschrei und Ungestüm rings auf die Germanen und riefen höhnisch: hier sind keine Wälder und Moräste, auf günstigem Boden sind die Götter günstig; und sie schlugen auf sie, die solches nicht fürchteten und durch den Klang der Trompeten, den Schimmer der Waffen, den unerwarteten Angriff erstaunt und bekürzt wurden; und es sie-

len ihrer viele, und Arminius floh und Inquiomerus, der Urheber des Unglücks, mit einer schweren Wunde. Gegen die Nacht waren dir Legionen zur Stelle.

Das Gerücht des umzingelten Heeres hatte sich unterdessen verbreitet und daß die Germanen mit hellen Haufen gegen Gallien zögen; und hätte nicht Agrippina, Germanikus Gemahlin, das Abbrechen der Rheinbrücke gehindert, so waren, die aus Angst diesen Schimpf gewagt hätten; aber die hochherzige Frau übernahm in diesen Tagen das Amt eines Feldherrn und theilte den hülflosen und verwundeten Soldaten Kleider und Pflege mit. Wie viele von Cäcinas Heer in ihre Quartiere zurück kamen, hat Tacitus nicht erzählt.

Mit größerer Gefahr noch kämpfte Vitellius, der die Reiter zum Rhein zurückführen sollte. Anfangs war der Weg trocken und der Zug glücklich; aber siehe da wehete plötzlich ein gewaltiger Nordwestwind auf und die Meeresbrandung schwoll zu einer fürchterlichen Höhe: denn es war die Zeit der Nachtgleichen, wo das Meer am ungestümsten zu wallen pflegt. Und es ward das Land überschwemmt: Meer, Gestade, Gefil-

de, alles gleich, man mogte das Unsichere nicht von dem Festen, das Seichte nicht von dem Tiefen unterscheiden; Pferde, Gepäck, Leichen — alles stieß unter einander, auf einander. Die Fähnlein verwirren sich unter einander, bald bis zur Brust, bald bis zum Munde hervorstehend, zuweilen auf dem versinkenden Boden aus einander gerissen oder verschlungen. Hier halfen keine Worte, keine gegenseitigen Vermahnungen gegen die feindseligen Wogen; hier war der Rasche dem Feigen, der Weise dem Thoren, die Geschicklichkeit dem Zufall gleich: alles rollte Eine Gewalt in einander. Endlich gelangte Vitellius auf Anhöhen und führte den ganzen Zug dahin. Dort übernachteten sie ohne Geräth, ohne Feuer, der größte Theil mit nacktem oder zerschelleten Leibe: nicht weniger elend, als die der Feind belagert; denn jenen steht doch ein ehrenvoller Tod offen, diesen nur ein unrühmlicher Untergang. Doch drangen sie glücklich durch, wohin der Cäsar mit der Flotte gesegelt war, und er nahm sie auf seine Schiffe. Stertinius, der abgeschickt war, Segimer, Segestes Bruder, und seinen Sohn als Ueberläufer zu den Römern zu empfangen, hatte sie ins Gebiet der Ubier gebracht. Beiden wurde verziehen, Segimern leicht,

zögernder seinem Sohn, weil er Varus Leichnam verhöhnt haben sollte.

Uebrigens zur Ergänzung der Verluste des Heeres wetteiferten Gallien, Hispanien, Italien, was jedes bereit hatte, Waffen, Pferde, Gold darbietend. Germanikus lobte ihren Eifer, nahm nur die Waffen und Pferde zum Kriege, und unterstürte mit eigenem Gelde den Krieger. Und damit er die Erinnerung der Niederlage auch durch Leutseligkeit milderte, besuchte er die Verwundeten, erhob jedes Einzelnen Thaten, besichtigte die Wunden und stärkte den einen durch Hoffnung, den andern durch Ruhm, alle durch Zusprache und Sorgfalt für sich und für den Krieg. Dies war der Ausgang seines zweiten Zuges gegen Germanien.

Das dritte Jahr begann wieder früh mit Streifereien gegen die Katten und mit einem Zuge gegen die Lippe, wo die Germanen das Kastell Aliso belagerten; auch hatten sie den Grabhügel abgeworfen, den Germanikus im vergangenen Sommer Varus und seinen Legionen erhöht hatte, und einen seinem Vater Drusus geweihten Altar umgestürzt. Gegen die Katten ward nichts ausgerichtet wegen des vielen Regens, das Kastell ward entsetzt, der Grabhügel und Altar wurden wieder herge-

stellt. Die Anstalten für den großen Feldzug waren nun fertig. Germanikus hatte gelernt, wie gefährlich der Zug durch das von Wäldern und Sümpfen durchschnittene Land war; wie viele Pferde und Menschen drauf gingen durch die Beschwerden auch ohne Schlacht; wie viele Vortheile den der Wege und Stege kundigen Feinden allenthalben gegeben werden mußten. Daher beschloß er, sein ganzes Heer einzuschiffen und es den nächsten und bequemsten Weg hinzuführen, wohin er den Krieg bestimmt hatte. Zu diesem Behufe waren an der ganzen Küste Galliens tausend Schiffe theils neu gebaut, theils ausgerüstet und die Insel der Bataver war ihnen als Sammelplatz angewiesen. Dort schiffte er sein ganzes Heer ein, lief durch den sogenannten Drususgraben ins Meer, und landete nach einer glücklichen Fahrt am Ausfluß der Ems, wo die Flotte blieb. Hier erfuhr er, die Angrivarier seien ihm im Rücken abgefallen, und schickte sogleich Stertinius ab mit Reiterei und Leichtbewaffneten, welcher die Treulosigkeit mit Feuer und Schwerdt rächte.

Der Weserstrom floß zwischen den Römern und Cheruskern. An seinem Ufer stand mit den übrigen Fürsten Arminius und fragte, ob der Cäser gekommen sei. Als man dies

bejahete, bat er, daß er mit ſeinem Bruder ſprechen dürfte. Dieſer, Flavius genannt, war in dem römiſchen Heere, ausgezeichnet durch ſeine Treue und durch ein vor einigen Jahren unter Tiberius durch eine Wunde verlornes Aug. Es ward zugeſtanden, er trat heraus und ward von Arminius begrüßt. Dieſer entfernte ſeine Begleiter, und begehrte, die römiſchen vor dem Ufer aufgeſtellten Bogenſchützen mögten ſich entfernen. Als dieſe weg waren, fragt er ſeinen Bruder, woher jene Verunſtaltung des Geſichts? Als dieſer ihm Ort und Schlacht angiebt, forſcht er, welchen Lohn er empfangen? Flavius rechnet ihm erhöheten Sold, Halsketten, Kriegsgeſchenke auf, Arminius aber verſpottet dieſe niedrigen Preiſe der Knechtſchaft. Darauf beginnen ſie gegen einander zu preiſen, dieſer die römiſche Größe, des Cäſars Hülfsmittel, die ſchweren Strafen für die Beſiegten, die den zur Uebergabe Kommenden bereite Gnade, auch die nicht feindliche Behandlung ſeiner gefangenen Gemahlin und ſeines Sohnes; jener des Vaterlandes Rechte, die uralte Freiheit, die heimiſchen Götter Germaniens, die Mutter ſeiner Gebete Genoſſin, daß er doch ſeiner Verwandten und Befreundeten, ja ſeines Vaterlandes Verläufer und Verräther nicht

lieber seyn wollte, als ihr Feldherr. Allmälig dann schritten sie zu Unalimpf fort, und selbst der zwischen fließende Strom hätte sie nicht gehindert, einen Zweikampf zu beginnen, wäre nicht Stertinius hinzugeeilt und hätte den vor Wuth knirschenden und Waffen und Pferde fordernden Flavius zurückgehalten. Gegen über sah man Arminius drohend und zum Kampf herausfordernd; denn er warf vieles in lateinischer Sprache dazwischen, die er verstand, da er als Feldherr seiner Landsleute unter den Römern gedient hatte.

Den folgenden Tag standen die Germanen in Schlachtordnung jenseits der Weser. Bald begann ein heißes Reitergefecht, da die römische Reiterei über den Strom setzte und die Germanen angriff. Hier ließen sich die Bataver durch eine verstellte Flucht der Cherusker zu weit verlocken; ihr Führer Kariovalda fiel, und viele der Edelsten fielen um ihn. Germanikus schlug eine Brücke und ging über die Weser. Hier erfuhr er von einem Ueberläufer, Arminius habe sein Schlachtfeld gewählt, es haben sich auch andere Völker in einem dem Kriegsgott heiligen Hain versammelt und werden einen nächtlichen Sturm auf das Lager wagen. Wirklich ward auch um den dritten Hahnenschrei auf das Lager gestürmt, aber kein

Speer hineingeworfen, da die Germanen alles wohl verwahrt und wach fanden. Als es aber zur Schlacht kommen sollte, redeten die Feldherren zu ihrem Heere. Dies waren Germanikus Worte:

Nicht allein Blachfelder sind dem römischen Krieger zum Treffen gut, sondern, wenn Verstand walter, auch Wälder und Sümpfe, denn der Barbaren ungeheure Schilde, ihre unmäßigen Lanzen handhaben sich zwischen Baumstämmen und Gestrüpp nicht wie Speere und Schwerdter und an den Leib schließende Schirmwaffen. Verdoppelt die Streiche, hauet mit den Schneiden nach den Gesichtern; der Germane hat keinen Panzer, keinen Helm; nicht einmal seine Schilde sind von festem Eisen oder Häuten, sondern Weidengeflechte, sondern dünne bemahlte Bretter; höchstens die erste Linie trägt lange, die übrigen bloß vorn angebrannte oder kurze Speere; auch der Leib, wie er gräulich von Ansehen, ist nur für einen kurzen Anfall ausdaurend; auch können sie die Wunden nicht aushalten; ohne Schaam vor Schande, ohne Scheu vor ihren Führern laufen sie davon, fliehen sie: verzagt im Unglück, im Glücke nicht göttlichen, nicht menschlichen Rechtes eingedenk. Wünscht ihr, der Züge und des Meeres überdrüßig, ein

Ende, durch die Schlacht gewinnt ihr es. Schon ist die Elbe näher als der Rhein, und weiterhin kein Krieg; nur, wo mein Vater und mein Oheim geschritten sind, in demselben Lande, auf demselben Boden sollt ihr mich zum Sieger machen.

Der Rede des Führers folgte der Soldaten Brunst, und er gab das Zeichen zur Schlacht. Auch Arminius und die übrigen Fürsten der Germanen unterließen nicht jeder den Seinigen zuzurufen: dies seien die Römer, in Varus Heer die ersten zur Flucht, welche, damit sie den Krieg nicht ausständen, Meutereien begonnen hätten, welche ein Theil die mit Wunden gekerbten Rücken, ein Theil die von Fluthen und Orkanen zerschellten Glieder wieder erarimmten Feinden und erzürnten Göttern entgegengeworfen ohne irgend eine Hoffnung des Glücks; darum haben sie eine Flotte geschafft und das pfadlose Meer beschifft, daß den Heranziehenden keiner begegne, die Geschlagenen keiner dränge; aber wann sie die Hände gemischt, da sei den Besiegten der Winde und Ruder Hülfe vergeblich; sie möchten nur ihrer Habsucht, ihrer Grausamkeit, ihres Uebermuths gedenken; sei ihnen etwas Anderes übrig, als die Freiheit festhalten oder sterben vor der Knechtschaft?

Die alſo entflammten und die Schlacht begehrenden führten ſie auf ein Feld herab, welches Idiſtaviſus hieß. Und beide Theile ordneten ihre Treffen und fuhren wüthend auf einander; aber die Germanen mußten nach heißem und langem Streit den Römern weichen, die den cheruskiſchen Ungeſtüm mit Reiterei überflügelten und ſie dann von den Anhöhen herunterwarfen, welche das Schlachtfeld beherrſchten. Dies entſchied die Schlacht und die rhätiſche und vindeliciſche Tapferkeit, die, vor nicht lange noch frei, nun gegen die Freiheit gebraucht ward. Arminius, der im dichteſten Gemenge Wunder des Muthes und der Geſchicklichkeit gethan hatte, entkam kaum verwundet durch die Stärke ſeines Leibes und die Schnelligkeit ſeines Pferdes, ſein Geſicht mit Blut beſtrichen, damit er nicht erkannt würde. Einige erzählen, er ſei von den Chauken, die unter den Römern als Hülfsvölker dienten, erkannt und durchgelaſſen worden. Dieſelbe Tapferkeit oder Verrätherei ließ Inguiomerus entrinnen. Die Uebrigen wurden ringsumher niedergehauen, und die meiſten, welche durch die Weſer zu ſchwimmen verſuchten, bedeckten die geworfenen Geſchoſſe oder die Gewalt des Stroms, endlich das

Gedränge der Hineinstürzenden und die einfallenden Ufer; einige, die in schimpflicher Flucht auf Bäume klommen und sich in den Zweigen versteckten, wurden von Schützen zum Spaß herunter geschossen, andere von umgehauenen Bäumen zerschmettert. Dieser Sieg war groß und unblutig. Von der fünften Stunde bis in die Nacht wurden die Feinde niedergemetzelt und bedeckten zehntausend Schritt mit Leichen und Waffen; unter der Beute von ihnen fand man Ketten, die sie als bei einem unzweifelhaften Erfolg für die Römer mitgenommen hatten. Das siegreiche Heer thürmte auf dem Kampfplatze einen Erdhügel auf, worauf es Waffen stellte gleich Trophäen nebst den unterschriebenen Namen der besiegten Völkerschaften.

Diese Erzählung klingt als Vernichtung des arminischen Heeres; aber bald geschah wieder ein Anarin und eine zweite Schlacht, die gewiß unentschieden war, wenn man den römischen Beschreiber zu deuten versteht.

Nicht die Wunden, das Gemetzel, die gefallenen Freunde betrübten und erzürnten die Germanen so sehr, als dieser Anblick; die eben nur ihre Sitze zu verlassen, über die Elbe zurück zu weichen sich rüsteten,

wollen den Kampf, greifen zu den Waffen; das Volk, die Vornehmen, die Jünglinge, die Greiſe fallen plötzlich das römiſche Heer an, verwirren es; endlich erwählen ſie ſich einen Ort, von einem Strom und von Wäldern umſchloſſen, mit einer engen und moraſtigen Ebene drinnen; auch um den Wald lief ein tiefer Moraſ, deſſen eine Seite doch die Angrivarier, daß ſie von den Cheruskern geſchieden würden, durch eine breite Schütte erhöht hatten. Hieran ſtand das Fußvolk, die Reiterei bedeckten ſie mit nahen Hainen, daß ſie den in den Wald einmarſchirenden Legionen im Rücken wäre. Nichts von dieſem war dem Cäſar unbekannt: die Anſchläge, die Stellungen, das Augenblickliche, das Verborgene wußte er, und wandte der Feinde Liſt ihnen ſelbſt zum Verderben. Dem Sejus Tubero ſeinem Unterfeldherrn übergiebt er die Reiterei und das Blachfeld; des Fußvolkes Schlacht ordnet er ſo, daß ein Theil, wo der Zugang bequem war, in den Wald drang, ein Theil die vorgeworfene Schütte erklimmte; dies als das Schwere überließ er ſich, das Uebrige den Unterfeldherren. Welchen das Ebene zugefallen war, die drangen leicht ein, aber welche die Schütte zu beſtürmen hatten,

als wenn sie an eine Mauer anrannten, kämpften mit gefährlichen Streichen von oben herab. Der Feldherr bemerkte, wie ungleich das Gefecht in der Nähe war; er führte allmälig die Legionen weg und hieß die Schleuderer und Schützen Geschosse werfen und den Feind ängstigen. Aus den Wurfstücken wurden Speere geschleudert, und je glänzender die Vorfechter, mit desto mehren Wunden stürzten sie herab. Nachdem der Cäsar mit seinen Leibkohorten zuerst den Wall genommen hatte, that er einen Angriff auf die Wälder! Da ward gestritten Faust gegen Faust; die Germanen umschloß im Rücken der Morast, die Römer der Strom oder Berge: beiden war Nothwendigkeit in der Stellung, Hoffnung in der Tapferkeit, Rettung im Siege. Auch hatten die Germanen nicht geringeren Muth, sondern sie wurden durch die Art des Gefechtes und der Waffen überwunden, da die große Menge in den engen Stellungen ihre langen Lanzen nicht vorstrecken, nicht zurückziehen, nicht die Einsprünge und Hurtigkeit der Leiber gebrauchen konnte, zu einem flachen Treffen gezwungen, der Römer hingegen, dem der Schild an die Brust schloß, die Faust an dem Griff lag, die breiten Glieder

der Barbaren und ihre nackten Gesichter zerfleischte und sich über den Leichen der Feinde den Weg öffnete, wo Arminius wenig geschwind war wegen der unaufhörlichen Gefahren oder weil seine frische Wunde ihn säumte; auch Inguiomerus, der durch die Reihen hin und her floh, verließ mehr das Glück als die Tugend. Und Germanikus, damit er kühner wäre, hatte seinen Helm vom Haupte gezogen und bat, sie möchten rüstig seyn im Morden, Gefangener bedürfe es nicht; allein die Vertilgung des Volkes werde das Ende des Kriegs seyn. Und erst spät am Tage führte er eine Legion aus dem Streit, um das Lager zu machen; die übrigen sättigten sich bis in die Nacht im Feindesblut. Die Reisigen stritten zweifelhaft. Darauf lobte der Cäsar die Sieger feierlich und thürmte ein Geschmuck von Waffen auf mit dem stolzen Titel: Nach Besiegung der Völker zwischen dem Rhein und der Elbe weihet Tiberius Cäsars Heer dieses Denkmahl dem Mars und Jupiter und Augustus.

Darauf trug er Stertinius den Krieg gegen die Anarivarier auf, wo sie nicht die Uebergabe beschleunigten; aber sie, unter-

würfig, nichts verweigernd, erhielten Verzeihung für alles. Aber weil es schon hoch im Sommer war, so wurden einige Legionen zu Lande in die Winterquartiere zurückgeschickt; die meisten schiffte der Cäsar auf die Flotte ein und fuhr aus der Ems aufs Meer. Dort überfiel ihn ein wüthender Sturm, der die Flotte zerstreute, viele Schiffe weithin verschlug, die meisten an den germanischen und brittannischen Küsten zerschellete. Der Feldherr, der sich so großen Unglücks schuldig hielt, wollte in der Verzweiflung sich selbst entleiben, was seine Freunde kaum wehrten; die von den Verschlagenen wieder kamen, erzählten Schiffermährchen, Wunderdinge, gewaltige Strudel, unerhörte Vögel, Meerungeheuer, Menschen, die halb Fisch halb Thier: auch das sollte den Seeabentheuern ähnlich seyn. Germanikus kehrte mit den Trümmern zurück und beschloß das Jahr, damit die Römer über dem Neuen das Neueste vergäßen, mit Streifereien gegen die Marsen und Katten.

So kriegte Germanikus, unstreitig ein großer Kriegsfürst, drei Sommer mit den Germanen. Er ließ sie, wie er sie empfangen hatte. Ich habe diesen Krieg ausführlicher erzählt, theils weil der Reiz so groß

war, des größten und trefflichſten Mannes jener Zeit, Tacitus Worte abzuſchreiben, theils damit aus der Beſchreibung ſelbſt erhelle, wie die Zeit, das Land, und die Menſchen waren; auch deswegen, damit der unwürdige Wahn verſchwinde, es gebe etwas der größten Freiheit und Tapferkeit Unüberwindliches und Unbeſiegliches, und damit die Menſchen fromm wieder auf Gott bauen, der die es redlich meinen nie verläßt. Denn, wenn irgendwo, erſcheint in dieſem Kriege, wie Gott der Schirm der Tapfern und Freien ſeyn wollte, der da Regen und Wind gebrauchte die zu verderben, welche nach fremdem Gute trachteten. Und werden Muth, Geſchicklichkeit, Abſicht, werden Zahl und Bewaffnung, natürliche und künſtliche Vortheile gerechnet, ſo bleibt es kaum zweifelhaft, wer größer war, ob Germanikus oder Arminius. Die Römer auf dem Gipfel ihrer Macht hatten reiche Länder hinter ſich, woher ſie Geld, Menſchen, Pferde, Vorräthe, Flotten ziehen konnten; der germaniſche Feldherr befahl in einem Ländchen, das kaum ſo groß war als der ſechste Theil des Landes, welches ſpäter Teutſchland hieß: und nicht einmal dieſes Ländchens Kraft war verbunden, mehre ſaßen zu Hau-

se, wann die andern stritten, manche gar fochten unter römischen Fahnen. Auch an Zahl der Streiter war er immer unterlegen: dies sagt uns der Zustand des Landes, worin gestritten ward — es war meist Sumpf und Wald — besser noch das Stillschweigen der Römer, welche immer gern die besiegen, die dreimal und viermal stärker ins Feld rücken als sie selbst. Dies soll uns auch ein Trost seyn, daß es nicht auf die Menge ankömmt, sondern auf den Geist, womit gestritten wird. Dies war der letzte römische Versuch, Germanien zu unterjochen; nachher ward nur gekämpft gegen die Unterjochung, die aus Germanien hereinbrechen wollte. Tiberius, ungewiß, ob aus Neid über seines Neffen Ruhm oder aus Ueberzeugung, Germanien könne durch solchen Krieg nicht bezwungen werden, schrieb ihm einen Brief über den andern, er möge kommen zu dem bewilligten Triumph, es sei genug der Abentheuer, genug der Unfälle; glücklich seien seine Schlachten, doch möge er auch der Verluste gedenken, die nicht die Schuld des Feldherrn, sondern Winde und Fluthen doch schrecklich und grauenvoll verhöhnet haben; er, von dem göttlichen Augustus neunmal nach Germanien geschickt,

habe mehr durch Klugheit als durch Gewalt vollbracht: ſo haben die Sigambrer ſich unterworfen, ſo ſeien die Sueven und der König Marbod durch Frieden umſtrickt, auch die Cherusker und übrigen aufrühriſchen Völkerſchaften, nachdem der römiſchen Rache genug gethan, können inneren Zwieſpalten überlaſſen werden. — Germanikus mußte ſeinen lieben Rhein verlaſſen, ward als Oberlandpfleger nach Aſien geſchickt, und dort durch die Ränke ſeiner Großmutter Livia vergiftet.

Der germaniſche Krieg zwiſchen Arminius und Germanikus nahm ſein Ende im dritten Jahre der Regierung des Kaiſers Tiberius Nero. Die Gefahr, worin die Freiheit kam, und die Tugend, wodurch Arminius über alle Fürſten hervorragte, hatte die meiſten weſtlichen Völker Germaniens verbunden. Zwiſchen dieſen und den öſtlichen, oder vielmehr zwiſchen Arminius und dem König der Markomanen Marbod entſtand nun ein Krieg. Welches Spiel römiſche Botſchafter und Späher und römiſches Geld dabei ſpielten, wiſſen wir nicht; aber daß es Tiberius Freude war, die Fürſten und Völker zuſammen zu hetzen, damit ſie ſich unter einander aufrieben, das wiſſen wir. Er

rühmte sich selbst im Senat, wie er ohne Waffen die großen Entwürfe Marbods zerstört und die Gefahren, die von seiner Macht und seinem Ehrgeiz droheten, von Italien abgewandt habe. Arminius war durch seine Thaten zu groß geworden, als daß er in stillem Frieden hätte vergehen können. Nicht bloß seine Cherueker und ihre Bundsgenossen führten diesen Krieg mit Marbod, sondern auch suevische Völker fielen ihm zu, unter andern die mächtigen Semnonen und die kriegerischen Longobarden. Aber sein Oheim Inquiomerus, sein treuester Freund und aller seiner Kämpfe für das Vaterland Genosse, ging mit seinem Gefolge zu Marbod über und stärkte ihn: aus keiner andern Ursache, als weil es ihn verdroß, daß seines Bruders Sohn, ein Jüngling, ihm befehlen sollte. Und es ward eine blutige Schlacht gehalten, die unentschieden blieb; doch verließ Marbod den Wahlplatz und schlug auf Hügeln sein Lager, und da viele der Seinen zu Arminius überliefen, entwich er in sein Land und sandte Botschafter zu Tiberius, daß sie ihn um Hülfe bäten. Er aber antwortete, wie er die Römer um Hülfe bitten könne gegen die Cherueker, da er ihnen nicht geholfen, als sie gegen Arminius stritten?

Doch ſandte er ſeinen Sohn Druſus als Friedensſtifter.

Dieſer aber ſtiftete den Frieden auf römiſche Weiſe und ſäete Zwietracht aus unter den Völkern in Oſtgermanien, wodurch Marbod unter dem Schein der Freundſchaft ins Verderben geſtürzt ward. Es war unter den Gothonen ein edler Jüngling Namens Katualda, der vormals vor Marbods Gewalt entfloh, jetzt, als ſeine Macht wankte, die Rache waate. An dieſen hingen ſich die Fürſten, er nahm die Burg ein, wo die Beute der Sueven und Marbods Schätze verwahrt wurden. Marbod, von den Seinigen verlaſſen, floh über die Donau und ſchrieb an Tiberius um Hülfe. Dieſer antwortete dem ſehr freundlich, welchen ſeine Hinterliſt geſtürzt hatte, und wies ihm ſeinen Aufenthalt in Ravenna an. Dort lebte er als ein Schreckbild für die Sueven, wann ſie übermüthig würden, als könne man ihn wieder auf den Thron ſetzen; aber er kam in achtzehn Jahren nicht aus Italien und ward alt und ſein Ruhm ging unter, weil er zu lange leben wollte. Katualdas Schickſal war daſſelbe, und auch er hatte keine andere Zuflucht, bald darauf von den Hermunduren unter Vibilius An-

führung vertrieben; man nahm ihn auf und schickte ihn zu dem Städtchen Forum Julium in Südgallien am mittelländischen Meere, wo er versuchen konnte, ob Mandelbäume und Pommeranzendüfte unter Sklaven für die verlorne Herrschaft über freie Männer entschädigen. Das Gefolge, welches diese unglücklichen Fürsten begleitete, wurde über der Donau zwischen den Flüssen Marus und Cusus (March und Wage) angesiedelt und Tiberius gab ihnen Vannius vom Volke der Quaden zum König.

Dieses Alles gleicht unserm Neuesten; doch damit wir Tiberius von der Schande erlösen, als sei er gegen fremde Völker eben so verrucht gewesen, als in unsern Tagen derjenige ist, der seine Tugenden, seine Laster, ja selbst den Namen Cäsar an sich gerissen hat, so dürfen wir nicht verschweigen, was Tacitus im zweiten Buche und 88 Kap. seiner Jahrbücher von ihm erzählt: „Ich finde bei Schriftstellern und Senatoren aus jenen Zeiten, es seien des Fürsten „der Katten Adgandestrius Briefe im Senat „verlesen, worin er Arminius Tod versprach, wenn ihm zur Vollführung der „Unthat Gift geschickt würde, und es sei „geantwortet: nicht durch Trug und Hin-

„terliſt, ſondern offen und durch Waffen „rache das römiſche Volk ſich an ſeinen „Feinden.“ — Durch dieſen Ruhm glich Tiberius ſich den alten Feldherren, welche Gift gegen den König Pyrrhus verboten und verrathen hatten.

Arminius Geſchichte beſchließt Tacitus ſo: „Arminius aber, da die Römer aus dem „Lande und Marbod vertrieben war, ſtrebte „nach der Herrſchaft und hatte die Freiheit „ſeiner Landsleute gegen ſich; mit den „Waffen angegriffen und mit wechſelndem „Glücke ſtreitend, fiel er durch Verrath „ſeiner Verwandten: unbezweifelt Germa„niens Befreier, und der nicht wie andere „Könige und Heerführer die Anfänge des „römiſchen Volks, ſondern das blühendſte „Reich angetaſtet hat; in Schlachten zu„weilen unterliegend, im Kriege unbeſiegt; „ſein Leben füllte 37 Jahre, ſeine Macht „12; und er wird noch beſungen bei den „barbariſchen Völkerſchaften, den Jahrbü„chern der Griechen unbekannt, die nur „das Ihrige bewundern, bei den Römern „nicht genug berühmt, die in der Ueber„ſchätzung des Alten das Neue nicht „achten.“

So ſtarb Arminius, auf deſſen Haupt

das Schicksal viel Glückliches und viel Bitteres versammelt hatte. Ein glücklicher Mann, denn er vernichtete römische Heere, rief sein Vaterland zur Freiheit auf, und vertheidigte diese Freiheit in drei schweren und wechselvollen Jahren gegen einen der mächtigsten und geschicktesten römischen Feldherren; ein unglücklicher Mann in seinem Hause und seiner Verwandschaft: Flavius sein Bruder den Römern verkauft und mit römischen Reitern Germanen niederhauend; Inguiomerus sein Oheim, lange sein treuester Freund und in allen Gefahren sein Rath und sein Arm für das Vaterland, zuletzt zu Marbod übergehend und gegen ihn streitend; Segestes sein Schwäher römischer Späher und Verräther des Vaterlandes, des Eidams bitterster Feind; Thusnelda sein Weib, frühe in der Feinde Gewalt gefallen und Augustus Sklaven in Rom als Sklavin gezeigt; sein Sohn, von ihr in Italien gebohren, ein Spiel des gaukelnden Zufalls; endlich das Bitterste — germanische Haufen unter römischen Fahnen gegen ihn und gegen ihre Brüder streitend. Oder hatte Gott ihm auch dieses so viele und so dichte Unglück als ein Glück gesetzt, daß er bewiese, was Tugend über Schicksal, was unerschütterlicher Muth und

feſte Geſinnung über dasjenige vermöge, worin die meiſten Sterblichen ſetzen, was ſie ihr Leben nennen. Wenn wir was groß und ewig iſt in ſolchen Männern bewundern, ſo ſollten wir die große Tragödie des Lebens, wo Völker ſinken oder ſteigen, wo Könige fallen, Thronen ſtürzen, wo Tugend und Verbrechen mit einander ringen, auch nie von ihrer Höhe hinab in das Kleine hineinſtellen, was auch lieb und gut und menſchlich im Hauſe entſteht und ſtirbt, aber in der Geſchichte nicht gehört wird. Will man Arminius Letztes, ſeinen Kampf mit Marbod, ſein Streben nach der Herrſchaft zweifelhaft nennen, ſo nimmt man der Größe des Mannes doch nichts. Es giebt Kräfte in der Natur, zu lebendig, als daß ſie ſtill ſtehen könnten, und die niederwerfen und wegräumen müſſen, was ihnen faul und nichtig im Wege liegt. Vielleicht war Arminius auch darin glücklich, daß die Völker, worüber er herrſchen wollte, ſo ungeduldig und trotzig waren.

b. Die Hunnen und die Völkerwanderung.

Auch Konstantinus und seine Söhne und deren Nachfolger führten viele und schwere Kriege mit den Germanen an dem Rhein und der Donau; doch wechselten die Verhältnisse zuweilen, und für blutige Kriege waren oft Freundschaft, Bündniß, Geschenke, Zins unter dem Namen Kriegsgelder; selbst römische Titel mußten die Fremden gewinnen, und sie hatten von den entferntesten Völkerschaften unter ihren Fahnen, so daß die Trachten derer, die an der Nordsee und Ostsee, ja über der Ostsee wohnten, in Konstantinopel gesehen und von den römischen und griechischen Weichlingen wegen ihrer Schönheit oder wegen

des kriegerischen Ruhms ihrer Träger nachgeahmt wurden. Denn seit den gothischen Zeiten zog die kriegslustige Jugend aus dem Norden häufig nach dem Süden und diente in Konstantinopel für Gold und Ehre und Abentheuer. So, im steten Wechsel zwischen Frieden und Krieg kamen die Völker bis zu dem Jahre unsers Herrn 375, als plötzlich von Osten her ein Getümmel einbrach, welches das Ende der römischen Dinge beschleunigte. Dieses Getümmel ging von einem fernen Volke aus, dessen Namen man bisher nur im Orient dunkel gehört hatte: von den Hunnen; und mit diesem Getümmel beginnt man in der Geschichte gewöhnlich die Epoche, welche die Völkerwanderung heißt. Diese Hunnen waren Brüder des großen asiatischen Steppenvolks, welches jetzt Mantscheu oder Kalmücken genannt wird. So beschreibt sie Ammianus Marcellinus, ein zuverlässiger Zeuge, der das denkwürdige Unglück mit erlebte, das sie über den römischen Staat brachten:

„Das Volk der Hunnen, in ältesten Geschichten flüchtig bezeichnet, wohnt jenseits der mäotischen Sümpfe (Asower Meer) bis hin an das Eismeer und geht über jedes Maaß von Wildheit hinaus. Weil man bald nach

der Geburt die Wangen der Kinder tief mit Eisen furcht, damit der jugendlich hervorspressende Haarwuchs durch die zusammenlaufenden Narben geschwächt werde, so bleiben sie gleich den Hämmlingen bartlos und garstig bis im Greisesalter. Alle sind von gedrungenen und festen Gliedern und dicken Hälsen, von ungeheurer und breit aus einander fliessender Gestalt, daß man sie für zweibeinigte Thiere halten mögte oder für solche Pfosten die man grob ausgehauen als Brückengeländer hinstellt. Bei dieser allerdings unholden Gestalt sind sie so roh, daß sie weder des Feuers noch bereiteter Speisen bedürfen, sondern Wurzeln wilder Pflanzen und das halbrohe Fleisch des ersten besten Viehes essen, das sie unter sich auf den Pferderücken legen und so ein wenig mürben. Nie sind sie von Häusern beschirmt, sondern scheuen sie als vom Leben abgeschiedene Gräber; den nicht einmal eine mit Rohr bedeckte Hütte findet man bei ihnen; sondern Berge und Wälder unstät durchstreifend lernen sie seit der Wiege Frost, Hunger und Durst ertragen. Sehr ungern, und nur, wenn die äußerste Noth sie zwingt, gehen sie in Häuser ein, weil es ihnen da nicht geheuer däucht. Sie kleiden sich in linnene Kittel

oder in aus Mäuſefellen zuſammengenähete Pelze, und haben kein anderes Alltags- anderes Feſttagskleid. Ihre Köpfe bedecken ſie mit überhängenden Mützen, ihre Lenden mit Bockshäuten; ihre ungeſchlacht gemachten Stiefeln hindern ſie mit freiem Schritt zu ſchreiten: deswegen taugen ſie wenig für Fußgefechte, ſondern beinahe feſtgewachſen an ihren Pferden, die zwar dauerhaft, aber häßlich ſind, und zuweilen weibiſch darauf ſitzend, verrichten ſie ihre gewöhnlichen Geſchäfte. Auf ihnen kauft und verkauft ein jeder dieſes Volks bei Tage und bei Nacht, auf ihnen iſſet und trinkt er, und auf den ſchmalen Hals des Gaules gelehnt ſinkt er in tiefen Schlaf bis zur Gaukelei der Träume; und iſt über ernſte Geſchäfte Rathſchlagung vor, ſo rathſchlagt jedermänniglich in dieſem Aufzuge.

Keine königliche Strenge lenkt ſie, ſondern mit der tumultuariſchen Führung ihrer Großen zufrieden durchbrechen ſie, worauf ſie treffen. Zuweilen fechten ſie auch gereiht, aber beginnen die Schlachten geſchwaderweiſe mit einem vielſtimmigen ſcheußlichen Geheule. Und wie ſie zur Geſchwindigkeit leicht und plötzlich ſind, ſo zerſtreuen ſie ſich plannäßig in einem Augenblick, und kommen raſch wieder, und ſchwei-

sen so ohne geordnete Schlachtreihen im unstäten Gemetzel hin und her, und ehe man sie wegen ihrer außerordentlichen Schnelligkeit erblickt, stürmen sie schon den Wall oder plündern das feindliche Lager. Und deswegen mag man sie wohl die streitbarsten Krieger nennen, weil sie in der Ferne mit Wurfgeschossen, deren Spitzen statt der Schneide mit scharfen Knochen sehr sauber besetzt sind, in der Nähe ohne Rücksicht auf sich mit dem Säbel fechten, und die Feinde, während sie ihren Hieben ausweichen, mit Schlingen fesseln und bei so bestrickten Gliedern ihnen die Möglichkeit des Reitens oder Schreitens benehmen. Niemand pflügt bei ihnen noch rührt die Sterze an; denn alle streunen umher ohne feste Sitze, ohne Heimath noch Gesetz noch stehende Sitte, immer Flüchtlingen gleich, mit den Wägen, worauf sie wohnen, worauf die Weiber ihnen ihre garstigen Kleider weben, bei ihnen liegen und gebähren und bis zur Mannbarkeit die Knaben groß ziehen. Auf die Frage, woher er ist, kann bei ihnen keiner antworten, anderswo entstanden, weithin gebohren, und weiterhin erzogen. Treue der Verträge kennen sie nicht, unbeständig, bei jedem Lüftchen einer neu winkenden Hoffnung wankel, ganz mit der ungestümsten Wuth hinfahrend; gleich

den unvernünftigen Thieren von Recht und Unrecht nichts wissend; zweizüngisch und vieldeutisch; durch Scheu vor keiner Religion, vor keinem Aberglauben je zurückgehalten; von unersättlicher Goldgier brennend; so veränderlich und jähzornig, daß sie zuweilen an demselben Tage ohne die geringste Beleidigung von ihren Bundesgenossen oft abfallen und eben so ohne alle Besänftigung sich wieder aussöhnen. Diese leichtgerüstete und unbändige Menschenart, brennend von einer gräulichen Raubgier gegen die Fremden, durch die Verheerungen und Niederlagen der Nachbarvölker fortwüthend, gelangte bis zu den Alanen, den alten Massageten."

Die Hünnen, nachdem sie über den Aba (Wolga) gebrochen, ossen sich aus über das schöne Land, das dem Kaukasus nördlich zwischen dem Aba und Tanais, (Don) liegt, und überschwemmten alles wie ein wilder Beragstrom. Hier trafen sie auf ein schönes und streitbares Volk, das auch noch roh, aber, mildere Gegenden bewohnend, schon milderen Gemüthes war, auf die Alanen, in deren Beschreibung man Brüder des zweiten großen mittelasischen Stammes, der Tataren und Türken, erkennt. Diese rollten sie mit sich vorwärts, wenige ausgenommen, die in die

kaukaſiſchen Berge wichen, und trieben ſie auf die Gothen. Ueber die Gothen aber herrſchte damals Hermanrich, ein ſehr kriegeriſcher König vieler Völker, die von dem nördlichen Meere bis zu dem ſchwarzen wohneten. Er war aber nun alt und hochbetagt, und als er vernahm, die Alanen und Hunnen ſeien über den Tanais gedrungen und haben die Gothen geſchlagen, da verzweifelte er an ſeinem Königthum und fiel in ſein Schwerdt. Der König Vidimer, der ihm nachfolgte, widerſtand den wilden Alanen eine Zeit mit Hülfe anderer Hunnen, die er durch Geld ſich gewonnen hatte; aber auch er blieb nach vielen Niederlagen zuletzt in einem Treffen. Nach ſeinem Falle zog ſein Volk unter Alatheus und Saphrax, ſeines Sohnes Viderich Vormündern, weiter weſtlich an den Dneſtr. Und Athanarich, König der Thervinger, die auch Weſtgothen hießen, zog ſich in die Berge und Wälder über der Donau.

Da es aber hier an Raum gebrach für das Volk und die Heerden und ſie nicht fanden, wovon ſie leben konnten, auch das ebene Land vor den Hunnen nirgends ſicher ſchien; ſo ſahen ſie mit Wohlgefallen auf das Land unter der Donau, zwiſchen dem Strom und dem Berge Hämus, wo ſie mit den Römern oft blutige Kriege geführt, und begehr-

ten das Land von den Römern, wo sie Weide hätten für ihr Vieh und Schutz gegen die Feinde. Und die Römer nahmen sie gern auf, daß sie als ein Bollwerk des Kriegs vor ihnen lägen; denn sie hatten vernommen, wie alle Völker, die vom Ural und Tanais bis an den hercynischen Wald (das Riesengebirge) wohnten, von einem Wirbelwind ungeheurer Bewegungen von Osten her erschüttert seien. Ihre Fürsten hießen Alavivus und Frithigern, und der Kaiser zu Konstantinopel, der sie in sein Land aufnahm, hieß Valens. Athanarich aber der Westgothen König ging immer tiefer in das Gebirg ein und verdrängte daraus die Sarmaten. Auch der Ostgothen König Viderich verlangte Land von den Römern, sie aber weigerten ihm das.

Es währte aber nur eine kleine Zeit, daß Friede war zwischen den Westgothen und den Römern. Denn die Theurung ward sehr groß im Lande wegen der vielen Menschen und des Viehes, die hinein gekommen waren, und weil Gott jenes Jahr wenig Getreide hatte wachsen lassen; und die Römer und die, welche zu den öffentlichen Kornspeichern die Schlüssel hatten, suchten von den Fremdlingen zu gewinnen und nahmen ihr Silber und Gold und Heerden, und als sie deren nicht

mehr hatten, tauschten sie auch für Menschen, und war ihre Unersättlichkeit so groß, daß sie sich für einen Hund einen Menschen geben ließen, und wurden also auch Kinder der Großen zu ihnen gebracht. Da dies und mehr dergleichen oft geschah, so ergrimmten endlich die Fürsten und das Volk, und nahmen von den Einwohnern, wo sie etwas fanden, und plünderten die Dörfer und Felder; und entstand so Krieg zwischen ihnen und wurden auf beiden Seiten viele erschlagen; und die Gothen drangen raubend und verwüstend bis in die Berge Macedoniens und Thessaliens.

Da der Kaiser Valens, der zu Konstantinopel regierte, das vernahm, hieß er sein Kriegsvolk sich versammeln und rüsten, und schrieb an seinen Neffen den Kaiser Gratianus, der im Abendlande herrschte, und an dessen Feldherren, daß sie ihm zuzögen zur Donau, denn die Fremden wollten fast übergewaltig werden. Die Gothen, als sie dies hörten, zogen all ihr Volk zuhauf, und Frithigern hatte nach Saphrax und Alatheus geschickt, und sie kamen mit Reisigen und Alanen; auch kamen viele Hunnen mit, daß sie Beute machten von den Römern. Außer diesen stießen bei Adrianopel noch zwei Fürsten der Gothen zu ihnen, die hießen Sueridus und

Kolibas. Dieſe waren lange vor dieſer Zeit in dieſe Landſchaften aufgenommen und hatten bei den Römern gewohnt; dieſe aber griffen auch ſie jetzt hinterliſtig an: da wurden ſie aus Freunden Feinde und verbanden ſich mit ihren Landsleuten. Und dieſes ganze Heer verſammelte ſich um Adrianopel, und Kaiſer Valens zog gegen ſie. Es baten ihn aber ſeine Fürſten, daß er nicht ſchlage, ſondern ſich in den Bergen halte, bis ſein Neffe und ſeines Neffen Feldherren zum Entſatz kämen; auch werde der Hunger die Gothen bald aus einander treiben, denn ſie hätten keine Zufuhr, auch verſtünden ſie nicht die feſten Orte einzunehmen noch zu belagern. Er aber gehorchte ihnen nicht, denn er fürchtete, die Welt werde ſagen, ſein Neffe haben die Gothen erſchlagen, und nicht er; denn er war von Natur ſehr neidiſch und eiferſüchtig. Und die Römer verloren nach einem harten Streit die Schlacht, und die Ueberlebenden verglichen die Niederlage der, welche ſie bei Kannä von Hanibal gelitten hatten; und es lagen zwei Drittel des Heeres auf dem Wahlplatz, an 80,000 Mann. Der Kaiſer Valens aber ward nirgends gefunden nach der Schlacht; er war entweder des Abends unter den Flüchtlingen erſchlagen und zertreten, daß ihn kei-

ner erkannte, aber er verbrannte auch in einem kleinen Hause, wohin er sich mit vielen andern geflüchtet haben soll und das die Feinde anzündeten. Diese Schlacht heißt die Schlacht von Adrianopel, und sie geschah im dritten Jahr, daß die Hunnen und Alanen über den Tanais gegangen waren, nemlich im Jahr 378. Und die Sachen der Römer kamen dadurch in große Verwirrung, und die Bestürzung und Angst war allgemein, und Kriege und Aufruhre und wilde Getümmel folgten die nächsten Jahre dicht auf einander, bis der Hispanier Theodosius römischer Kaiser ward, die Feinde besiegte und drinnen und draußen Ruhe stiftete.

Dieser Kaiser, der ein großer Kriegsfürst war, starb im Jahr 395 und hinterließ das römische Reich seinen beiden Söhnen Arkadius und Honorius, von welchen der ältere das Morgenland, der jüngere das Abendland regieren sollte. Da sie aber beide noch jung waren und unerfahren, so gab er ihnen jeglichem einen Mann bei, der im Kriege und Frieden ihr Rath seyn und ihnen beistehen sollte; und hatte Arkadius einen Gallier, der hieß Rufinus, und Honorius einen Germanen, der hieß Stiliko. Es sollten aber die beiden Reiche, das abendländische und das

morgenländiſche, angeſehen werden wie Ein Reich, und die beiden Kaiſer einander brüderlich helfen, und die beiden Räthe und Verweſer einander einträchtig die Hände bieten; ſo hatte es der alte Kaiſer gemeint bei ſeinem Sterben. Aber die beiden Räthe hatten ſich lange ſchon tödtlich gehaßt und hatten es nur verborgen, weil der alte Kaiſer lebte. Und wäre dies auch nicht geweſen, ſo wäre es wohl geworden; denn die Herrſchaft iſt der Natur, daß keiner mit dem andern theilen will, ſondern einer alles haben: darum ſoll man nicht zwei neben einander ſtellen, ſondern iſt beſſer, einem alles geben, damit Eintracht in der Regierung ſei. Es war aber Stiliko der Vandale ein beſſerer Kriegsmann, ſonſt ſpröd, ſtolz, grauſam; Rufinus hingegen größer in den Künſten des Hofes, thätig, ſchlau, hinterliſtig, glatt, ein ſolcher, der unter Lächeln Verrath und Mord verhehlen konnte. Das Schlimmſte war, daß die beiden Kaiſer nie mündig wurden, noch ſelbſt regieren konnten; denn ſie waren unter Mönchen, Verſchnittenen und Weibern erzogen und beſchloſſen auch unter ihnen ihr unrühmliches Leben. Denn darin hatte Theodoſius gefehlt, daß er in ſo getümmelvollen Zeiten ſeine Söhne nicht unter den Waffen

erziehen ließ, wodurch er so groß geworden, sondern sie der Herrschsucht der Pfaffen und der Weichlichkeit der Höflinge übergab.

Die Fremden fühlten bald an dem schlaffen Regiment, daß Theodosius todt war, und sahen mit Freuden, daß Rufinus und Stilike sich haßten. Deswegen wurden sie übermüthig und traten mit neuen Forderungen und Ansprüchen hervor. Ueber die Westgothen, die noch diesseits der Donau unter dem Namen Bundsgenossen auf römischem Gebiete wohnten, herrschte jetzt Alarich, ein staatskluger und kriegerischer Fürst. Da man ihm was er verlangte nicht bewilligen konnte, so ward Krieg zwischen ihm und den Römern, und er faßte den kühnen Vorsatz in Italien einzubrechen; doch mußte er diesmal vergeblich abziehen, denn Stilike schlug ihn bei Verona. Dies geschah im Jahr 403. Das andere Jahr ward Italien wieder überschwemmt von einem Schwarm von Fremden, der zahllos kam wie der Sand am Meer. Es war, sagen die Erzähler, ein Gemisch vieler Völker, und man wußte nicht, woher sie kamen, doch meinte man, auch dies sei eine Folge des Völkergedränges, das die Bewegungen der Hunnen und Alanen veranlaßt hatten. Ihr Anführer hieß Rada-

gaiſus, und er führte ſie langſam über den Padus und Apenninus daß er auch die ſüdlichen Länder einnähme und Rom gewönne und plünderte. Doch hielt ihn Fäſolä (jezt Fieſoli) auf, eine hetruriſche Stadt am Fuß des Apenninus, eine halbe Meile von Florenz. Dieſe lag ſehr feſt auf einer Berghöhe und Radagaiſus hatte ſie berennt und belagerte ſie. Hier überfiel ihn Stiliko, der wieder ein Heer verſammelt hatte, plözlich und ſchlug ihn aufs Haupt, und ward ſein Name hinfort nicht mehr gehört. Die Römer erzählen, das ganze Gefild ſei mit Leichen bedeckt geweſen, und ſei ihrer faſt keiner entronnen, und die Gefangenen, an die 80,000, habe man ſo wohlfeil kaufen können, daß ſie faſt Schaafen und Kälbern gleich geſchäzt wären.

Stiliko, damit er Alarich und Radagaiſus bezwingen könnte, hatte aus Brittannien und von dem Rheinſtrom faſt alle Beſazzungen weggezogen und die Gränzen emblößt. Seit den Jahren 406 und 407 finden wir alſo verſchiedene fremde Völker Gallien von einem Ende bis zum andern durchſtreifen, die entweder über den Rhein gezogen waren, oder einig· vielleicht von Radagaiſus Haufen gegen Weſten durch die Alpen gewandert. Von dieſen nahmen die Burgun-

ber das Land ein um den oberen Rhodanus und Arar (Rhone, Saone) und das Gebirg Jura, wo ihre Nachkommen wohnen bis auf den heutigen Tag. Andere gingen weiter gegen Süden und drangen über die Pyrenäen nach Hiſpanien, gerufen, erzählt man, von einem verrätheriſchen römiſchen Landpfleger. Dieſe blieben in Hiſpanien ſitzen und beſetzten das nordweſtliche Land jenſeits des Iberus, (Ebro) ſo daß den Römern nur blieb, was zunächſt den Pyrenäen liegt, und an der ſüdweſtlichen Küſte die feſten Städte, welche von der See her Zugang hatten. Dieſe Völker theilten das Land unter ſich, ſo daß die Sueven und Vandalen im Norden, die Alanen im Süden, und ein Theil Silinger und Vandalen die Seite beſetzten längs dem Bätisſtrom, der nun Guadalquivir heißt; dieſes ſchöne Land wird nach ihnen bis dieſen Tag Andaluſien genannt. Es ging aber ſiebenzehn Jahre ſpäter ein König der Vandalen namens Genſerich mit einer kleinen Heerſchaar übers Meer nach der Küſte von Afrika, geladen von einem aufrühriſchen römiſchen Statthalter, dem Grafen Bonifacius, und eroberte binnen wenigen Jahren die ſchöne Küſte von dem Atlantiſchen Meere bis zu den Syrten, und

ſtifteten ein Königreich Vandalien, deſſen Hauptſtadt Karthago war. Aber dieſes Reich beſtand nicht lange, denn nach hundert Jahren zerſtörte es Beliſarius, des konſtantinopolitaniſchen Kaiſers Juſtinian Feldhauptmann.

Während dies hier vorfiel, gingen neue und ſchwere Schickſale über Italien und Gallien. Stiliko hatte den ſinkenden Staat gehalten, wie er gehalten werden konnte. Dieſer große Mann ward im Jahr 408 im Pallaſt zu Ravenna erſchlagen. Dies geſchah vor den Augen und mit dem Wiſſen des elenden Honorius, der zu nichts taugte als Fliegen zu jagen und Kapaune zu füttern. Auf dieſe Nachricht kam Alarich der kühne Weſtgothe wieder und belagerte die Stadt Rom, die mit ſchwerem Golde den Frieden kaufen mußte. Da Honorius ihm aber nicht hielt, was er ihm gelobt hatte, ſo kam er das Jahr 409 zurück, rückte auf Rom, belegte die Stadt, und gewann ſie in kurzer Zeit. Damit er Honorius ſchreckte, ſetzte er einen elenden Weichling namens Attalus zum Gegenkaiſer; doch ſtieß er ihn das folgende Jahr wieder in den Staub und nahm Rom mit Sturm ein, das eine ſchwere Plünderung erlitt: indeſſen fühlten die Römer ſehr, daß die Gothen ſchon lange

Christen geworden waren. Alarich handelte nun viel hin und her mit Honorius, der in Ravenna wie in einem Kerker eingeschlossen saß, immer tückisch, immer treulos und hinterrücksch, wie alte Weiber von den Sternen hoffend, was Männer durch das Schwerdt gewinnen oder verlieren sollen. In des Westgothen großer Seele reifte ein kühner Plan, Sicilien und von daher Afrika zu gewinnen; denn er begriff, daß er Schiffe bedurfte, um eine weite Herrschaft am Mittelmeer festzuhalten: Herr einer Flotte konnte er auch Herr Italiens und Hispaniens werden. Aber der Tod riß ihn weg aus seinen großen Entwürfen; er starb in der Kraft seines Lebens Messina gegenüber. Da bereiteten ihm seine Gothen ein denkwürdiges Grab. Sie leiteten, damit der italische Haß seine Gebeine nicht schändete, einen Strom ab und begruben ihren König in seinem Grunde in voller Rüstung und mit seinem Streitrosse; dann ließen sie die Wasser wieder über ihn fließen. Jener Strom heißt jetzt Busento. Adolf, Alarichs Gefreundeter, führte das Volk im Jahre 412 aus Italien; er vermählte sich mit Honorius Schwester Placidia und nahm das schöne Südgallien jenseits des Rhodanus

und das östliche Spanien ein; und Tolosa ward der Sitz des westgothischen Reiches.

So wild und unglücklich, unter großen und kleinen Umwälzungen, draußen von dem Schwerdt der Barbaren, drinnen von gefährlicheren und unheilbaren Lastern angefochten, trieb der weströmische Staat wie ein im Orkan gescheitertes Schiff mit seinen Trümmern umher, und über die letzten entarteten Sprößlinge unsterblicher Männer, über die letzten unseligen Sklaven der Imperatoren erging ein fürchterliches Weltgericht. Auch das oströmische Reich war nicht glücklicher, nur daß der Sitz seines Lebens durch das Bollwerk des Hämus und durch Meere den Barbaren unzugänglicher war. Dort wüthete seit fünf Jahren der große Hunnenkönig Etzel oder Attila, der vom Don bis zur Donau gewaltig gebot: wann er sein Schwerdt, das sein Gott war, in die Erde stieß, so fielen hundert Völker in den Staub und Konstantinopel und Rom bebten in ihren Grundfesten. Dieser gewaltige Mann wandte sich um das Jahr 450 gegen Westen und wälzte wie ein wilder Verastrom seine Völker vor sich her. Sein Weg hieß Vernichtung; was nicht entfliehen konnte, mußte ihm folgen. So drang er

zwiſchen den Gränzen der Burgunder und Franken in Gallien ein und gelobte nicht eher ſtill zu ſtehen als am äußerſten Meere; doch ſtand er ſtill an dem Strom Liger, (Loire) wo die Stadt Aureliani (Orleans) dem Verheerer einen unerwarteten Widerſtand leiſtete. Das Schrecken dieſer furchtbaren Waffen und die gemeinſchaftliche Gefahr des Unterganges vereinigten Rom und die Könige. Aetius der römiſche Feldherr, die weſtgothiſchen Könige, auch ſeine Hülfsvölker von den Burgundern und Franken trafen mit Attila auf den katalauniſchen (Chalons) Feldern in einer zweitägigen mörderlichen Schlacht, worin die Hälfte der Streiter erſchlagen ward. Die Weſtgothen verloren ihren König. Attila, der ſich verblutet hatte, zog wieder gegen Oſten. Das folgende Jahr fiel er wieder mit einem wüthenden Heer in Italien ein, wohin ſein Ehrgeiz und Kaiſer Valentinians üppige Schweſter Honoria, die ihm einen Brautring geſchickt hatte, ihn lockten. Auf dem Wege nach Rom kehrte er wunderbar und unbegreiflich (ſagt die Legende) vor dem römiſchen Biſchof und ſeinen Heiligthümern, die ihm entgegen zogen, in ſein Land zurück, und Rom war gerettet. Er ſtarb im

Jahr 453, als er eine Brautnacht mit einem neuen Weibe feierte, wahrſcheinlich vergiftet oder erſtochen.

Dieſer plötzliche Tod hinderte vielleicht, daß in Europa nicht Mongolen herrſchend wurden. Mit dem gewaltigen Attila ſtarb auch der Hunnen Glück, die er zu neuer Macht und Ehre erhoben hatte. Seine Nachfolger wütheten in innerer Zwietracht gegen einander, die fremden Völker riſſen ſich los, und nach zwanzig Jahren ward das Hunnenſchrecken nur noch als eine Vergangenheit gehört: das Volk verlor ſich unter andern Völkern oder entwich auch weiter gegen Oſten. Italien ward indeſſen bald wieder von einem eben ſo ſchlimmen Feind heimgeſucht, als Attila hätte werden können, von dem Könige der Vandalen Genſerich, von welchem wir erzählt haben, daß er das Jahr 429 nach Afrika ging und dort ein kurzlebendes Reich gründete. Aetius der Sieger von Katalaunum war von Valentinian ermordet, wie Stiliko von Honorius; den Kaiſer traf bald gleiches Schickſal, und ſeine Gemahlin Eudoxia, um den Tod ihres Gemahls an Petronius Maximus zu rächen, der ſich auf ſeinen Stuhl geſetzt und in ihr Bett gelegt hatte, rief Genſe-

rich über das Meer. Dieser kam mit grossem Zeug, belagerte und eroberte Rom, und ließ seine germanischen und afrikanischen Barbaren plündern. Diese Plünderung ward die eigentliche Plünderung Roms, eine so scheußliche, daß man bei ihrer Erzählung doch über das Schicksal der Stadt weinen mögte, die über den Untergang anderer nie Erbarmen gefühlt hatte. Ehre und Güter der Menschen, Tempel und Altäre, alte und neue Götter, jedes Alter, jedes Geschlecht wurden geschändet, geplündert, verwüstet, und auf ganzen Flotten schiffte Genserich den Raub ein. Aber die alten Götter Roms schienen noch einmal zu erwachen, Karthago sollte nach seinem Tode keinen glänzenden Triumph über Rom feiern; Stürme verschlugen und zertrümmerten den größten Theil der Flotte: über die Denkmäler der Kunst und die Heiligthümer der Menschen rollen jetzt die Wellen des mittelländischen Meeres hin; Genserich entkam mit einigen Räubern nach Afrika.

So lag um die Mitte des fünften Jahrhunderts Italien da, entehrt, zertreten, verwüstet. Roms sibyllinische Bücher waren geschlossen, seine Auguren weissagten nicht mehr; das Vergangene konnte kein

Gott wieder beleben: ein geiſtliches Rom ohne Schwerdt, gewaltiger als das weltliche, ſollte ſechshundert Jahre ſpäter unter Gregor dem Siebenten den Erdball beherrſchen. Was jenſeits der Alpen und des adriatiſchen Meers lag, war verloren: es diente fremden Völkern oder den Römern in Konſtantinopel, die von Tage zu Tage mehr Fremden gleich wurden; Afrika war vandaliſch, Hiſpanien ſueviſch oder weſtgothiſch, Gallien gröſtentheils weſtgothiſch oder burgundiſch geworden; Brittannien hatten ſeit dem Jahr 449 die gegenüber wohnenden Sachſen und Angeln beſetzt und kriegten mit den Eingebohrnen, wer dienen oder herrſchen ſollte. Die letzten traurigen Tage Roms und der Wechſel ſeiner unwürdigen Regenten waren noch mit Verbrechen und Schanden bezeichnet, die ſeit fünf Jahrhunderten auf dieſem klaſſiſchen Boden klaſſiſch geworden waren. Endlich kam der Mann, der auch den letzten Schatten der Herrſchaft von ſeinem ſchuldigen Haupte nehmen ſollte. Dies war Odoaker König der Rugier und Heruler und bundsgenöſſiſcher Feldherr der Römer. Dieſer ſtieß im Jahr Chriſti 476 den jungen Kaiſer Romulus Auguſtulus vom Thron

und setzte sich selbst darauf. Er nannte sich König von Italien. So endigte Rom.

Sonderbar genug zehen Jahre länger als Rom dauerte in Nordgallien ein kleiner halbrömischer Staat fort, dessen römischer Statthalter Siagrius hieß, in dem Lande über dem Liger und um die Sequana, die später Loire und Seine hießen, immer enger eingeklemmt, westlich von Britten in Armorikum, östlich von Burgundern, nördlich von Franken. Wir kommen nun auf die Franken. Dieses große Volk, wahrscheinlich aus mehren schon bekannten germanischen Völkern mit einem neuen gemeinschaftlichen Bundesnamen erwachsen, hatte seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts sich den Römern furchtbar gemacht und bei der Schwäche Roms sich in dem westlichen Belgien zwischen der Maas und Schelde immer weiter ausgedehnt; doch war es eines der spätesten Völker, das in den verlassenen und schlecht vertheidigten römischen Landen Reiche zu gründen wagte. Diese Erscheinung läßt sich theils aus seinen innern Verhältnissen, theils aus der Gelegenheit des Landes, worin es wohnte, erklären. Die Franken, wiewohl ein mächtiges und zahlreiches Volk, waren wieder in viele Stämme ge-

theilt, deren jeder einen eigenen König oder Fürſten hatte; dies, was vielleicht die Freiheit im Innern förderte, minderte die Macht nach außen hin: nur große Gefahr verband das Volk zu gemeinſchaftlicher Vertheidigung. Auch die Gelegenheit ihres Landes hielt ſie länger als andere in ihrem alten Zuſtande feſt: die Völkerſtürme die über den Rhein kamen, erſchütterten ſie faſt nicht, denn ſie fuhren zwiſchen dem Rhein und dem Ardennerwalde, der ihre öſtliche Gränze deckte, nach dem Süden hinunter; ſüdlich vor ihnen hatte Gallien die feſteſten Gränzen, die nicht leicht zu durchbrechen waren, denn die Römer, lange von ihren Einfällen geneckt, hatten eine Reihe Feſtungen gegen ſie aufgeführt. So ſaßen ſie freiwillig, zufällig und gezwungen ſtill, bis, als die Zeit zur Aerndte reif war, in Chlodwig oder Ludwig, einem ihrer Fürſten, ein Mann gebohren ward, der ſie zu einem großen Volke machen ſollte. Dieſer Ludwig hatte wie die meiſten Erobererſeelen mehr von Satan als von Gott; er wollte herrſchen, und was zur Herrſchaft führte, das war ihm alles gleich. Durch Tapferkeit, Klugheit, Hurtigkeit gewann er das Volk, durch Gift, Dolch, Verrath rottete er die Fürſten der Stämme

aus und ward auf die Weise Alleinherr aller Franken. Als der Weg so gebahnt war, da hielt er sich nicht auf, sondern führte Schlag auf Schlag seine grosen Entwürfe durch.

Zuerst, damit er den Rücken sicher hätte, schloß er ein Bündniß mit den Britten, die seit lange in Armorikum zwischen der Loire und Seine an den Küsten saßen und jüngst, da die Sachsen Brittannien überwältigten, von daher viele Verstärkung an Volk erhalten hatten. Dann griff er den römischen Landpfleger Siagrius an, dessen nordgallischer Staat bis an seine Ardennen stieß, schlug ihn bei Siadunum (Soissons) aufs Haupt, und nahm das letzte römische Land ein bis an die Gränzen der Westgothen und theilte es unter seine Franken. Diese entscheidende Schlacht war im Jahr 486, zehen Jahre nach Romulus Augustulus Absetzung. Alsbald nach dieser Schlacht mußte Ludwig mit seinem siegreichen Heere gegen die Allemannen ziehen, die, des Glückes ihrer Feinde eifersüchtig, in ihr Land einzufallen droheten. Bei Zülpich, unweit des Rheins, trafen die beiden Völker wüthend auf einander und stritten mit scharfer Erbitterung; denn es galt um die Herrschaft. Schon wankte der Sieg zu den

Allemannen hin, da that Ludwig das Gelübde, wenn Gott ihm den Sieg verleihe, Christ zu werden und sich taufen zu lassen, und in demselben Augenblick wichen die Allemannen, wie von Schrecken Gottes ergriffen, und die Kraft ihres Volkes blieb auf dem Wahlplatz. Ludwig ließ sich taufen, und viele Franken thaten dasselbe; er ward hinfort der Allerchristlichste König genannt, und der Name kam auf seine Nachkommen, und die Allemannen wurden den Franken zinsbar. Bald fühlten auch die Britten in Armorikum, daß man schwerlich frei bleibt, wenn man Einen Nachbar vor allen mächtig werden läßt. Auch über die Westgothen gewann Ludwig im Jahr 507 eine große Schlacht und erweiterte sein Land bis an die Garonne und die Sevennerberge. Jene aber, von ihm gedrängt, rückten immer tiefer in Hispanien hinein, wo sie endlich seit dem Jahre 585 des ganzen Landes Herr wurden, so daß auch das suevische und vandalische Hispanien zuletzt ein westgothisches genannt ward. Daß der Eroberer Ludwig nicht noch weiter um sich griff und alle seine Nachbarn beraubte, das hinderte der kriegerische und weise König der Ostgothen Dietrich, der von seinem Siege bei Verona auch Dietrich von Bern genannt wird

und als eine mythische Heldengestalt seines Volkes in den Geschichten und Liedern der meisten Germanen unsterblich fortlebt.

Nachdem die gothische Herrschaft zerfallen war durch Hermanrichs freiwilligen Tod und Widimers Niederlagen, hatte das Volk der Ostgothen sich an und in die Karpathen gezogen. Nach Attilas Tode saßen sie über der Donau in einem Theil Pannoniens, gingen darauf unter ihren Königen auch über die Donau, wo sie, bald Freunde bald Bundesgenossen der Oströmer, weideten. Dietrich, der Sohn eines ihrer Könige, ward unter diesen Verhältnissen als Geissel nach Konstantinopel geschickt, wo der Jüngling die Ränke und Künste lernte, wodurch Herrschaften wachsen und vergehen, aber nicht die Laster, welche rohen Menschen gefährlicher sind als gebildeten. Nach dem Tode seines Vaters und seiner Oheime ward er alleiniger König und ließ sich von dem Kaiser in Konstantinopel Italien anweisen, daß er es als sein Erbe besäße und es als Sold für geleistete Dienste oder als Bezahlung schuldiger Hülfsgelder einnähme. Denn die in Konstantinopel waren froh, daß ein so mächtiger König weit wegzog von ihren Gränzen. Er zog dann mit seinen Gothen von der Do-

nau aus, ging durch die Alpen, und hielt bei Verona die erſte Schlacht mit Odoaker, die er gewann; die zweite geſchah bei Pavia, worin er Odoaker belagerte; im Jahr 493 ergab ſich Odoaker ihm mit Ravenna und ward ermordet. So endigte das Reich der Heruler und Rugier im ſiebenzehnten Jahre ihrer Herrſchaft, und die Oſtgothen wurden die Herren Italiens.

Dietrich beherrſchte 36 Jahre mit Weisheit und Kraft einen großen und ſchönen Staat, der vielleicht in Südeuropa noch leben würde, hätte er einen Nachfolger gehabt, ihm an Tugend gleich, der eben ſo lange regiert hätte. Italien, die ſchönen Alpenländer und was in Südgallien vom Lemaniſchen (Genfer) See her die Rhone umfließt, und ein großer Theil der Länder, die vormals Norikum, Illyrikum und Pannonien hießen, bis an die Donau, ehrten Dietrich als ihren Herrn. So hoch ragte ſeine Tugend über alle ſeine Zeitgenoſſen, daß ſein bloßes Wort Frieden und Krieg gebot und daß die fernſten Völker ihn als Freund und Schiedsrichter und Rath mit Botſchaften ſuchten oder mit Geſchenken ehrten. Dieſer große und weiſe König ſtarb im Jahr 526, und mit ihm ſtarb der Glanz ſeines Volkes. Auf

ſeine ſchönen Jahre folgten ſiebenundzwanzig Jahre voll Getümmel, Verrath, Krieg und Mord, und in einem Kriege voll der ungeheuerſten Wechſel und Thaten wurden die Gothen durch griechiſche Tapferkeit und Hinterliſt und durch ungermaniſche Treuloſigkeit ihrer fränkiſchen Nachbarn nicht beſiegt, ſondern ausgerottet. Ihre Rache und ein groſſes Gebiet ihres Landes nahmen funfzehn Jahre nach ihrem Untergange die Longobarden, ein tapferes und wildes germaniſches Volk, nach welchem das obere Italien bis auf den heutigen Tag die Lombardei genannt wird.

c. Teutſchland gegen Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts.

Von Konrads des Vierten Tode bis zum Anfange des ſechezehnten Jahrhunderts, wo eine neue Zeit begann, ſind 250 Jahre. Dies iſt gewiß die ſtilleſte Zeit, welche Germanien jemals erlebt hat: die Verbindung und das Verhältniß zwiſchen Italien und Teutſchland und dem Kaiſer und Pabſt meiſtens feſtgeſezt, viele kleine Händel und Neckereien, keine blutigen Kriege mehr noch Kämpfe auf Leben und Tod; in Teutſchland ſelbſt unwichtige Streite und Fehden; nur die Kriege der Schweizer mit den Erzherzögen von Oeſtreich, herrlich durch den Sinn,

womit sie geführt wurden, traurig für Teutschland, weil künftig eines seiner Bollwerke gegen die Fremden sich losreissen sollte; von außen keine Gefahr noch irgend ein Volk so mächtig, daß es sich noch mit dem teutschen messen konnte. In glücklicher Freiheit ründete sich jedes Land, jede Stadt, jeder Gau zu einem eigenen Gemeinwesen ab, und das Reichsband, das alle zusammenhalten und umschlingen sollte, mußte von Jahrhundert zu Jahrhundert loser und weiter werden. Wie das Reich bei der Erlöschung der Hohenstaufen stand, ist ungefär gezeigt worden. Nach ihnen war eine zwanzigjährige Zeit fast herrenlos: die Teutschen nannten Alphonsus den Weisen von Kastilien und Richard Prinzen von England ihre Könige, von welchen aber der letzte nur einige Monate, der erste nie in Teutschlands Gränzen gewesen ist: diese zwanzig Jahre hat man das Zwischenreich genannt. Dieses Zwischenreich diente den Fürsten und Herren, daß sie um sich greifen, ihre Macht noch mehr befestigen und sich von dem Raub des Reichs und den Gütern der Hohenstaufen stärken konnten. Doch ward endlich Uebermuth, Selbstgewalt und Verwirrung in Teutschland und Italien so groß,

daß beide Fürſten und Pabſt das Bedürfniß eines Kaiſers fühlten. Damit aber jeder ſeiner Macht deſto gewiſſer bliebe, hüteten ſie ſich wohl, immer aus demſelben Hauſe zu wählen noch ſehr mächtige Herren auf den Thron zu ſetzen. Im Jahr 1273 ward der Graf Rudolf von Habsburg gewählt und ſchloß das Zwiſchenreich; er iſt der Stifter der öſterreichiſchen Macht. Von der kaiſerlichen Macht und den eigentlichen Reichslanden war faſt nichts mehr übrig: die oberſten Gerichte, der Judenzins — denn die Juden waren des Kaiſers Knechte — einige Gaben und Verleihungen, einige Zölle, Standeserhöhungen, und manche kleine Dinge — darin beſtand die Herrlichkeit deſſen, der für den gewaltigſten und mächtigſten Herrſcher der Chriſtenheit gehalten ward; und jeder Kaiſer beeiferte ſich noch, durch Verſchenkungen, Tauſche, Verkäufe, und durch Vertheile, die er ſeinen Erbhäuſern zuwandte, dieſen letzten Reſt zu ſchmälern. Es war der Glanz der Ehre und der hohe Wahn, welche dieſe Würde begehrlich machten; doch war in dem Wahn und in ſeiner Unbeſtimtheit vieles, wodurch der Name Kaiſer in großen Zeiten und durch große Männer wieder mehr als bloßer Name ſeyn konnte. —

In diesen friedlichen und nur durch die eigene Kraft und Lebendigkeit des Volkes zuweilen gestürmvollen Jahrhunderten war der Kaiser der oberste Richter und freundliche Vater tapferer und freier Söhne, die, in genügsamer Freiheit bei sich zufrieden wohnend, allen andern Völkern das Gleiche gönneten und zu keinem einzigen Krieg noch Unfrieden brachten. In Italien aber dauerten die Wirkungen der Salischen und Hohenstaufischen Züge immer noch fort; dort erschien auch bei dem schönen und edlen Kampf um die Freiheit, was das heiße Blut des Südens immer hervorbringt, gewaltigere und blutige Kämpfe und grimmigere Feindschaften und Verfolgungen: die alten Geschichten der griechischen Freistaaten und Tyrannen lebten wieder auf; die Namen Welfen und Weiblinger aber deuteten auf die vergangenen Zeiten hin, wo das Haus der Welfen und die Päbste für die Freiheit standen gegen die Hohenstaufen, deren Erbschloß Weiblingen hieß.

Teutschlands Fürsten und Herren waren und wurden jetzt immer mehr unbestrittene Erbherren ihrer Länder und Richter und Verwalter derselben; doch waren nach alter teutscher Weise in allen Landschaften Land-

stände vom Adel und Städten, auch wohl von der Priesterschaft, in den freiesten Gegenden auch von der Bauerschaft, und kein Fürst durfte alles durch sich. Nicht die kleinste Steuer und Zulage mogte er fordern, das Land habe sie ihm denn bewilligt. Von seinen Gütern, von einigen Gerichten und Zöllen, von den Forsten und Bergwerken, wenn deren im Lande waren, mußten Hof und Staat unterhalten werden; der Fürst war noch nicht mächtig durch Soldaten, sondern allein durch die Liebe und Treue seiner Städte und Mannen. Am wenigsten vermogten die Fürsten, in deren Nachbarschaft große Reichsstädte oder Hanseestädte lagen oder die solche gar zu ihren Städten rechnen wollten. — Die ersten Fürsten des Reichs hießen jezt die sieben Kurfürsten, geistliche und weltliche. In der früheren Zeit waren die Herzöge an der Spitze der großen Völkerschaften gestanden und hatten dem Volke seinen Kaiser zur Wahl oder Anerkennung gewiesen. Als aber diese Herzöge und ihre Würden vergangen waren, da kam dies mit den sogenannten Erzwürden auf gewisse mächtige Häuser und auf die großen rheinischen Erzstifter. Im vierzehnten Jahrhundert wurden diese Sieben durch

Karls des Vierten güldene Bulle mit großen Vorrechten und Herrlichkeiten öffentlich anerkannt. Bei ihnen war hinfort die Wahl der Kaiser, bei ihnen meistens die Leitung der Reichstage und Reichsangelegenheiten, und immer neue Vorzüge ließen sie sich durch die sogenannten Willebriefe, die der Kaiser bei'm Antritt seiner Regierung bestätigen mußte, beilegen und bebriefen. Die andern Fürsten und Stände des Reichs murreten und sträubten sich oft gegen ihre Anmaßungen und nannten ihren Erwerb nicht rechtlich; aber sie behaupteten sich im Besitz: denn wer die Macht behauptet, behauptet das Recht.

Das Glück, der Reichthum, die Kunst und der Glanz und die Macht war in diesen Zeiten bei den Städten. Es war das goldene Zeitalter der Freiheit und Bürgerschaft, das sie seitdem nicht wieder erlangt haben. Von dem Kaiser hatten sie nach und nach alle Herrlichkeiten gelöst und ausgepfändet, Gerichte und Hochgerichte, Zölle, Gülten, Münzrecht, Burggrafschaften, und wie die mancherlei Namen der Hoheit hießen, waren endlich ihre, und sie richteten sich fürstlich und ritterlich ein mit Festen und Thürmen und mit einem so kriegerischen Zeuge

und Wehr, daß eine Stadt, die nur zehentausend freier Männer zählte, es mit vier fünf großen Fürsten, wie sie damals waren, im Felde wagen durfte. Ja es rissen sich manche Städte völlig los aus den fürstlichen Pflichten und sahen sich als unmittelbare Reichsstädte an; was besonders den Fürsten Nordteutschlands widerfuhr, deren Städte der Hanse anhingen: so daß die Fürsten darüber fast arm und ohnmächtig wurden. Weltbekannt wurden die großen Städtebünde, die Hanse und die rheinischen und donauischen Städte, welche, von Fleiß, Gewerben, und Manufakturen blühend, fast den ganzen Handel des Nordens und Ostens in ihren Händen hatten. Denn Hispanien war in schwerem Kampfe mit den Mohren, England und Frankreich zerarbeiteten sich Jahrhunderte in blutigen Kriegen, Rußland und Polen und der skandinavische Norden hatten ihren Reiz zur Weltthätigkeit noch nicht erhalten. Die Blüthe und der Reichthum waren von dem zwölften bis sechszehnten Jahrhundert bei Italien und Teutschland. Die mancherlei Verfassungen und Ordnungen der Städte sind wieder fast eben so vielfach und verschieden, als ihre Namen waren; und auch ihre Bünde sind ein eben

ſo unbeſtimmliches und unbeſchreibliches Weſen, als das ganze teutſche Gemeinweſen dieſer Zeit war. Das Herkommen, die Sitte, die Treue des Volkes regierte und ſchlichtete damals das Meiſte; des Geſetzten und Geſchriebenen war weniger: das fürchtete die Freiheit, weil es durch Erſtarrung die Knechtſchaft einzuleiten pflegt. Alles wuchs, fügte, ordnete ſich, wie die lebendige Natur in fröhlicher Jahrezeit alles in einander und aus einander erſchaffet und erhält, ohne daß man ſagen könnte, welches das Erſte, welches das Letzte ſei. Jenes Zeitalter war wie die fröhliche Jahrezeit des Frühlings. So erwuchſen die Landesordnungen nnd die Obergerichte und ſo viele löbliche und weiſe Einrichtungen durch die Freiheit und Biederkeit der Menſchen von ſelbſt und für das in der Lebendigkeit des ganzen ſchaffenden Lebens ſo Gewordene konnten die ſpäteren Menſchen, die nur durch den todten Buchſtaben Geſchichte zuſammenzureihen verſtanden, keine Verbriefung noch Urkunde finden. Das hatte die teutſche Freiheit auch, daß in den Städten zuweilen Aufruhre und Verwirrungen entſtanden, wobei die Gemeinde gegen die Obrigkeiten oder die Zünfte gegen einander oder die Weltlichkeit gegen die

Priester im Harnisch waren. Daß dabei Blut vergossen ward und das Henkerbeil zuweilen gezuckt werden mußte, war unvermeidlich. So sind alle Völker in ihrer freudigen Jugend gewesen. Doch war teutsche Treue nie so mordisch und blutig als italiänische Wuth, noch so wild und unruhig als griechische Heftigkeit. Einige fielen als Schuldige oder Opfer, und dann stellten die Unruhen das zerrüttete Gleichgewicht wieder her.

Die Gerechtigkeit ward gepflegt nach den alten teutschen Gesetzen und Ordnungen, die in den verschiedenen Landen galten; die Städte schufen sich aus diesen und aus Aehnlichkeiten und Bedürfnissen neue Beliebungen und Satzungen; auch aus dem römischen Rechte, das unter dem Namen Kaiserrecht mit jedem Jahrhunderte bekannter und umgreifender ward, nahm man immer mehr auf, theils, weil mit der größeren Ausbildung die gesellschaftlichen Verhältnisse wirklich verwickelter und künstlicher wurden, theils auch nur, weil die Gewohnheit oft ohne Sinn und Bedürfniß Gutes und Böses zugleich einschleichen läßt. Die alten kaiserlichen Pfalzgrafen und Gaugrafen und die Centgerichte waren fast verschwunden, weil die meisten

Lande Eigenthum der Fürsten geworden und diese die Gerichte verwalteten; doch immer einige kaiserliche Land- und Hof- und Burggerichte. Alles dies war nur in den ältesten teutschen Landen; die nördlichen und östlichen, sonst wendischen und slavischen, Länder waren den Fürsten von Anfang an unmittelbarer unterworfen; der Adel war dort nicht so frei, das Volk war oder ward völlig leibeigen; nur die Städte erhuben sich auch dort durch die Hanse zu einer Freiheit, die zum Theil herrlicher war als die südteutsche: Breslau, Danzig, Lübeck, Stralsund, Königsberg, Riga konnten sich wohl gegen Augsburg, Cöln, Zürich und Frankfurt stellen. Die Städte verwalteten ihre Gerichte fast bloß durch sich selbst und stifteten Obergerichte, wohin sie wetteten, welche zuerst die Gewohnheit zeigte, nachher die Ehrfurcht heiligte: solche waren die Schöppenstühle in Cöln, in Lübeck, in Magdeburg. Oft geschah es aber auch, daß Bürger einer grossen Stadt an die Gerichte einer kleinen Bundesstadt wetteten und dort Recht nahmen. Große Händel zwischen Fürsten, oder zwischen Reichsstädten, oder zwischen Städten und Landschaften und Fürsten pflegte man durch Austräge oder Schiedmänner zu

ſchlichten; und es geſchah oft, daß große Fürſten, ja daß ganze Lande und Fürſten ihre Händel der Obrigkeit einer Stadt zur Entſcheidung auftrugen und ſchwuren, ſie wollen bei dem Ausſpruch ſtehen; ja in ſolchen Fällen, wo kein geſchriebener Buchſtab, ſondern ein eingebohrnes Geſetz des Herzens entſcheiden muß, ward wohl irgend ein Fürſt, oder Burgemeiſter, oder anderer Biedermann, der als ſolcher von dem Volke erkannt war, von den Streitenden zum Schiedrichter gewählt, und ſo ging die Treue und Redlichkeit wieder zu der älteſten Art zurück, die im Stande der Unverdorbenheit faſt die einzige geweſen war.

Die peinlichen Gerichte waren hart, die Rache der Beleidigten, wenn ſie ihrer Verletzer habhaft wurden, oft fürchterlich: alles dies will kührlich, wie die Menſchen, die ſolche Verbrechen begehen oder in ſolchen Händeln befangen ſind, nicht mehr in den gewöhnlichen Geſetzen ſtehen. Die Menſchen jener Zeit leitete ihr natürliches Gefühl beſſer, als uns die weinerliche Weichlichkeit, die gar nicht mehr ſtrafen kann; nur gingen ſie oft zu weit. Die Gottesurtheile wurden von Tage zu Tage ſeltener und hörten endlich ganz

auf, theils weil das Geschlecht mündiger, theils weil der Glaube an den unmittelbaren Eintritt Gottes schwächer ward. Aber ein merkwürdiges Hochgericht entstand in dieser Zeit, die sogenannte geheime Vehme, welche verborgene Schulden und Todesverbrechen eben so dunkel richtete, als dunkel sie verübt waren, und durch das Unsichtbare und Nächtliche ihrer Strafen fürchterlicher war, als durch den Strang selbst. Dieser Gerichte Freigrafen und Schöffen waren in allen Landen des südwestlichen Teutschlandes, eine unsichtbare, streng in sich verhüllte und verschlossene Macht, die ihre Sitzungen geheim hielt und die Verbrecher geheim und unvermeidlich richtete. Welche ihre Bräuche, ihre Weihen waren, weiß man nur dunkel. Das Feierliche und Nächtliche dieser Gerichte hätte man immer behalten sollen; denn ein Menschenleben ist ein ernstes Ding und der Ernst und das Grausen der Strafen schrecket die meisten Menschen mehr als das fantasieleere Beil und der nackte Strang. Auch diese Gerichte wurden gegen den Ausgang des funfzehnten und Anfang des sechszehnten Jahrhunderts abgeschafft, weil mit dem alten Glauben auch die alte Art fallen mußte und weil die Freigrafen, wenn auch ihnen Glaube und

Gewiſſen verging, furchtbare Tyrannen werden mußten.

Dies iſt das Zeitalter der Fehden. Die jetzigen Menſchen denken bei dem Worte Fehden daſſelbe, als wenn man ihnen von Räuberbanden und Spitzbubenſchaaren erzählt, die ſtehlen, morden, brandſtiften und alle ſcheußlichſten Gräuel der Natur begehen; es iſt das Fehdeweſen auch häufig ſo gedacht und dargeſtellt worden. Wenn das aber das Alltägliche jener Zeit geweſen wäre, wie hätten Freiheit und Blüthe des Volks beſtehen können, die doch damals herrlicher waren, als zwei bis drei Jahrhunderte ſpäter. Freilich waren in der Freudigkeit jener jugendlicheren Welt die Selbſthülfe und Selbſtrache, auch der Muthwill und Uebermuth häufiger als jetzt; der unruhige und kriegeriſche Sinn, die Liebe der Waffen und des Getümmels, die reizbare und kühne Freiheit, auch das Abentheuerliche und Ritterliche, was in dem Aufſuchen der Gefahr lag, endlich die Leichtigkeit, die vor dem Gebrauch des Pulvers jeder freie Mann hatte, ſich in ſeinem Schloſſe oder hinter den Wällen ſeiner Burg zu vertheidigen — alles das reizte zu Ueberziehungen und Fehden, die man mehr als Uebungen der Tapferkeit denn als ein ehrloſes Räu-

verhandwerk betrachtete. Es war nie eine Zeit, wo es an kleinen Kriegen, Ueberfällen, Plünderungen und Räubereien ganz fehlte; zuweilen, wenn dies Wesen zu wild zu werden drohete, mußten Bündnisse und Bewaffnungen gestiftet werden, daß die kriegslustige und getümmelvolle Jugend wieder zur Ordnung gewiesen würde; auch geschah es mitunter wohl, daß schändliche und wirklich räuberische Gesellen das Befehden und Ueberziehen zu einem Handwerk machten und wirkliche Räuber wurden; diese endigten aber wie Räuber an dem Galgen und auf dem Rade, oder auf dem Scheiterhaufen. Bei den andern ging es ehrlich und ordentlich zu durch Absage- und Aufsagebriefe und Bestimmung des Tages und der Stunde, wo man als Feind auftreten wolle. Denn das dünkte sie nach altem Brauch jedes freien und waffenfähigen Mannes Recht zu seyn, daß er seinen Feinden absagen und sie befehden möchte, wann, wo und wie er konnte. Nicht bloß Fürsten gegen Fürsten, Städte gegen Städte, oder einzelne Ritter gegen eine Stadt, einen Fürsten, sondern einzelne Bürger saaten oft einer Stadt, einem Lande den Frieden auf. Dies war uralter Brauch; es gab aber hier auch Gesetze des Herkom-

mens, und wer seinen Feind völlig arglos überfiel und behandelte, der ward, wenn man ihn fing, auch wie ein ehrloser Bube behandelt. Unsere weinende und seufzende Zeit denkt, wenn sie die Geschichten jener Zeit hört, immer nur an ihren kümmerlichen und wehrlosen Zustand; sie meint, es waren eitel adliche Ritter und Räuber, die sich im Felde zerbalgeten und andern das Gut und das Leben plünderten; o nein, mancher freche Gesell aus den Städten und vom Lande, weil er die rege Kraft nicht zu lassen wußte, zog aus und that ein Gleiches. Wie können die Menschen überall glauben, daß ein so treues, frommes, gerechtes, kunstreiches und tapferes Volk, dessen Gesetze alle auf löbliche Freiheit und waidliches Leben zielten, immerfort ein Wesen bei sich geduldet hätte, das nichts als Gewalt und Räuberei gewesen wäre? Diese Waffenfreiheit und dieser brennende Thatentrieb bei unsern Vätern hatten ihr Lästiges und Unbequemes; aber freien Menschen thut es so weh, alles einzuschränken, wodurch zugleich Muth und Tapferkeit eingeschränkt wird: sie duldeten das kleinere Uebel für das größere Gut, für die Freiheit. Wäre aber, wie manche sich einbilden, das Land voll eitel Räuber und Banditen gewesen, wie hätte es so

mächtig und blühend seyn können, als es war?

Nein, in diesen Fehden sprach sich noch täglich der alte kriegerische Sinn aus und jene freie und tüchtige Vergeltungsart, die ihre Beleidigung so ungern unter die Klauberei der Schriftgelehrten und unter die Tücke des todten Buchstaben stellt; aber offen, ritterlich, nicht meuchlisch und hinterrücksch sollten die Fehden angekündigt und geführt werden. Solange der Geist des Ritterthums bestand, solange der Gottesfriede, der geheime Glaube an eine dunkle, aber gewisse Vergeltung, solange die Macht der Priester und Altäre und ihr Bann über die Herzen Gewalt hatte, gab es Zügel genug, die wilde Kraft zu bändigen und den jugendlichen Uebermuth zu zermalmen. Dies und die ganze natürlich väterliche und priesterliche Art und das ganze Leben des Mittelalters überhaupt muß man sich vor das Gemüth stellen können, wenn man das Vergangene begreifen und beurtheilen will. Was in dunkeln und kindlichen Zeiten dunkel und unentwickelt mit einander bestehen und leben kann, das darf freilich nicht mehr seyn, wenn das Menschenalter mündig oder nur hell wird.

Die Hierarchie und das Priesterthum blieb

zu dem Kaiser und Reiche wie zu dem Volke ungefär auch jetzt noch in denselben Verhältnissen, worein sie durch die siegreichen Gesetze Gregors und durch andere große Kirchenvorsteher gestellt worden waren, und worin sie der Natur des Christenthums und der Bildung des Volkes nach stehen mußten. In Teutschland wurde jetzt kein großer Wechsel erlebt, doch aus der Kirche selbst und aus andern bedeutenden Zeichen und Erscheinungen, die sich am Horizont dieser Jahrhunderte zeigten, konnte man weissagen, daß es nicht lange mehr so bleiben würde. Die päbstliche Macht, worauf als auf dem eigentlichen Grundstein das ganze Gebäude der damaligen Kirche ruhete, hatte gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts ihren höchsten Punkt erreicht und ging seitdem abwärts; nie hat sie wieder geherrscht, wie von Alexander dem Dritten bis Innocenz den Dritten. So scheint aller menschlichen Dinge Verhängniß zu seyn; oder bestehen sie überhaupt nur im Kampfe lebendig und stark? Die Päbste konnten ausruhen auf den Arbeiten ihrer Vorfahren, als keine Friederiche von Hohenstaufen mehr zu fürchten waren; die Anspannung ließ nach und die Macht löste sich mehr. Auch das verdarb die Päbste, das, was die Geistlichkeit weder aufhalten konnte noch

wollte, die freien Städte und die jetzt schon reiche und gebildete Weltlichkeit in Muth und Freiheit und Kunst immer frischer fortstrebten, sie aber und die ganze Hierarchie in ihrem Wesen und ihrer Art eisern und starr blieben und nicht mitgehen wollten. Und das wäre noch verzeihlich gewesen; aber sie gingen mit in Lüsten und Begierden und Genüssen, die Heiligkeit und der Ernst wurden abgelegt und kein neuer Harnisch ward angethan, der das Volk hätte blenden oder die Mängel bedecken können. Aber am meisten schadete den Päbsten, daß sie sich durch die Schlauheit des bösen Königs von Frankreich Philipp des Schönen im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts nach Frankreich bringen ließen, wo sie 72 Jahre bis zum Jahr 1378 saßen und sich und ihr ganzes Verhältniß und Wesen von der europäischen Welt zu nahe beleuchten, auch durch die französische Politik in manche Verhältnisse einklemmen ließen, die ihnen nicht immer das Rechte und Politische zu thun erlaubten. Diese Entfernung von Rom und manche andere Unvorsichtigkeiten und Nachlässigkeiten veranlaßten die lange Kirchenspaltung, wo die Christenheit sich zwischen zwei und drei Päbsten theilte und wo man in 39 Jahren nicht wußte, wer in Rom denn eigentlich

der Herr sei. Diese draerliche und für den päbstlichen Stuhl traurige Zeit hatte im Innern der Kirche fast dieselben Folgen, wie das zwanzigjährige Zwischenreich zwischen Konrad dem Vierten und Rudolf von Habsburg in Teutschland: Verwirrung, Spaltung, entweihte Kirchengewalt und Bannflüche der Päbste gegen einander: die Laien lernten nun an der Untrüglichkeit zweifeln und sahen, daß die Donnerkeile nicht immer trafen; Auflösung der Kirchenzucht, Verfall des Glaubens, Krieg zwischen den Mönchsorden, Macht, die der weltliche Arm sich nehmen mußte, da der geistliche sein Amt nicht verwalten konnte. Die Schlichtung dieser geistlichen Vielherrschaft oder Hirtenlosigkeit das Schlimmste. Sie geschah durch die Koncilien, die in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zu Konstanz und Basel gehalten wurden. Diese Koncilien sollten auch die Kirche ordnen und bessern, alle Misbräuche und alles lästerliche und schandbare Wesen wegthun, die Eingriffe der Päbste in die Rechte der Herrscher und Völker zurückweisen. Aber von allem diesem geschah fast nichts: die Päbste und die italische Schlauheit und Gewandtheit täuschten alle, und äußerlich

blieben die Päbste noch Päbste. Innerlich ward es aber ganz anders: was der Gedanke durchschaut und begriffen hat, das kann nicht wieder getödtet werden. In den langen Jahren, wo diese Concilien saßen, wozu die hohe Geistlichkeit aller christlichen Länder berufen war, ward vieles begriffen, vieles erklärt und ausgesprochen über die Gewalt der Kirche und des Pabstes, über Mißbräuche und Gräuel aller Art; es wurden kühne und freie Begriffe von der Regierung und Freiheit der Kirche und vom Fürsten- und Pabstrecht ausgebreitet, die jeder Abreisende mit in seine Heimath nahm. Die Schwäche der Hierarchie war aufgedeckt, was man aus der Ferne angebetet hatte, war zu nah erblickt. Man zitterte nicht mehr vor dem Bann und glaubte nicht mehr an die Unfehlbarkeit der Nachfolger des heiligen Petrus.

Bei der Geistlichkeit war auch die Lehre und Unterweisung der Menge; die Klosterschulen, die Universitäten, kurz alles, was zur Gelehrsamkeit und Bildung gehört, war größtentheils in ihren Händen. Daß der Kenntnisse weniger, daß der Unterricht steifer und träger, daß die ganze Art und das Ziel der Erziehung nicht die lustigste waren,

darüber iſt das ſpätere Geſchlecht nur Einer Meinung, und es kann wirklich nicht geläugnet werden, daß es ſo war. Aber ſo leer, ſo arm, ſo geiſtlos konnte es nicht ſeyn, als viele meinen; denn wie ſollten ſo viele gelehrte, geſchickte, geiſtreiche Männer in der Kirche und im Regiment, viel tüchtigere, lebendigere und kühnere Männer, als dieſes ſich hochgebildet und aufgeklärt nennende Zeitalter hat, aus jenen Anſtalten hervorgegangen ſeyn, wenn alles ſo gar todt und dürftig geweſen wäre? Nein, das war es gewiß nicht; jene glückliche Zeit hatte etwas, was dieſer unglücklichen fehlt und was Friſche und Saft auf das Dürreſte und Lebloſeſte goß und es mit Geiſt und Athem beſeelte: ſie hatte einen lebendigen Glauben, eine tiefe Liebe zu Gott, die Religion war von Kindauf in das ganze Leben und in all ſein Thun und Leiden geflochten, eine kindliche, eine unbewußte Religion, und dieſe höchſte Macht und Gewalt des Herzens gab ihnen Muth, Kühnheit und Geſchicklichkeit zu allem: Gott war in ihnen und wirkte aus ihnen heraus ſchöne und liebliche und groſe Werke für die Welt, und die treuen und gläubigen Menſchen folgten ihrem Triebe, wie die Biene und die Ameiſe und

Schwalbe, die ihre Wohnungen aufbauen und ihre Häuser mauren, und nicht wissen, wodurch und warum sie es thun.

Dieser lebendige, geschäftige und einfältige Geist der Frömmigkeit und Liebe blühete in jenen herrlichen und nun vergangenen Menschengeschlechtern, und nur die Ahndung davon erfüllt unsre Aermlichkeit und Sündlichkeit mit einer tiefen Sehnsucht und innigen Wehmuth, wie der Erwachsene an die frühesten Tage seiner Jugend zurückdenkt und wie der vielerfahrne Mann vor der Unschuld des Kindes anbetet. Durch dieselbe Kraft schufen sie ihre Freiheit und verwalteten das Regiment ohne viele und künstliche Gesetze, durch sie waren sie Dichter und Saitenspieler und Bildner und Baumeister, und wußten nicht, daß sie es waren, sondern hielten sich für gemeine Menschen wie alle anderen. Es war aber dieses Heilige und Fromme in dem teutschen Volke uralt, und weil das Volk so rein und einfältig war, darum trug es so liebliche Früchte. Hier, auf diesem Boden, wo ihre rauhen Altvordern das Elenn und den Auer gejagt hatten, wo die hundertjährigen Eichen und Buchen die einzigen hohen Denkmäler des Ewigen gewesen waren, wo

keine früheren Völker Zeichen und Bilder zurückgelaſſen hatten, woran die ſpäteren ſich erwecken und entzünden konnten, hier, ohne Meiſter als Gott, ohne Bücher als die Natur, ohne Antriebe als ihr Herz, ſchufen, bildeten und erfanden ſie, was uns als etwas Unbegreifliches und Ueberſchwängliches erſtaunt. Auch das iſt eine Ehre unſeres Volkes und ein Beweis für dieſe Behauptung, daß, wo in Italien und Burgund ein treffliches Werk von unbekannter Hand gezeigt wird, die Leute dem Wanderer erzählen: man weiß den Meiſter und Erbauer nicht, aber die Sage geht, es war ein Teutſcher. Und wer will alle die Erfindungen und die Künſte herzählen, die dieſes ſinnvolle, geduldige und fromme Volk erſonnen und den andern Europäern gelehrt und wodurch es das Leben verſchönert und die Sitte befeſtigt hat?

Das iſt aber klar, wenn man dieſe Zeit aus ihren Wirkungen und Schöpfungen erklären und erkennen will, daß man dabei nicht ſtehen bleiben darf. Ein tapferer und höherer Lebensgrund, in der früheſten Zeit geworfen, eine uralte geiſtreiche und ſeelenvolle Religion und Götterglaube, die aus Aſien in die Wälder Germaniens eingewan-

dert waren, die innigste und tiefste Weltanschauung und Weltdurchdringung, die sich in der frühesten Sprache mit tausend Zeichen und Bildern wiederspiegelt, in einer Sprache, welche die Geister des Lichts erfunden haben — alles dies muß man glauben, wenn man begreifen will, wie ein Volk, das im neunten Jahrhundert noch Barbaren hieß, im zwölften und dreizehnten schon so herrliches schaffen und bilden konnte. Woher ist alles das Namenlose und Unendliche, das jene früheste Zeit gebohren hat? aus welcher Brust klang zuerst das treffliche Nibelungenlied und so viele süße Volkssagesänge, die, mit dem Volke gebohren, nur verhallen werden, wann das Letzte teutschen Sinnes und teutscher Tugend ausgestorben ist? wer hat die Dome in Ulm, Cöln, Strasburg, Wien und Mailand gebaut? woher entsprangen die unendlichen Bilder, gleichsam aller Weltkräfte Spiegel, die uns in tausend Gestalten wie Träume und Dämmerungen aus einer lange vergangenen oder als Andeutungen und Weissagungen aus einer zukünftigen Zeit zu umflattern scheinen? Wahrlich, diese Werke und Bilder sind beides, denn diese freudigen Menschen lebten mitten in Gott, und er selbst schuf aus ihnen.

Ein Wunder bleibt dies immer, wie alles höhere Daseyn ein Wunder ist. Darum nennen die Einen es Narrheit und die Andern Herrlichkeit. Die Einen mögten vor Entzücken hinfallen vor einem hohen Dome oder kindlichen Bilde, die Andern schreien: dummes mystisches und abergläubisches Zeug! nichts als Verworrenheit und Gestaltlosigkeit! Das ist aber wahr, und bleibt wahr, wer nicht durch das Christenthum und seine unendliche Tiefe und Einfalt jene Zeit und ihre Werke erkennen kann, dem bleiben sie ein zugeschlossenes Räthsel oder eine bunte Albernheit; viele gebärden sich aber, als verständen sie es, und verstehen es doch nicht. Und wer nur das klare und heitere Heidenthum erkannt hat und darin gelebt, dem ist der Sinn oft so verschlossen in diese Heiligthümer einzudringen, daß, wie sie ihm auch lieblich dünken, sie ihn doch immer bänglich und halb verworren gehen lassen. Das ist aber der Sinn, womit es allein gefaßt werden kann, daß man einfältig sei und gläubig und lebendig in dem Christenthum, so daß es, wiewohl in einer andern Gestalt, noch in uns lebet und wirket. Dann sehen wir in diesen großen Werken und in der kleinen Bildnerei das

ganze Leben jener Zeit, die Hierarchie, das Kaiserthum, die weltliche Waidlichkeit und die geistliche Demuth, und es steht eine lebendige, volle und mächtige Welt vor uns, wie keine Geschichtbücher sie mahlen können. Wer baut jetzt solche Mauren, wölbt solche Kuppeln und treibt solche Thürme in die Luft? Das kann kein Mensch, sondern allein Gott, durch den die Herzen jener Frommen so hoch durch die Lüfte zum Himmel emporschlugen. Wer schnitzelt und meißelt und gräbt und mahlt solche wunderbare, freundliche und kindliche Bilder? aus wessen Herzen strömen solche Weltfantasien? Nicht aus eines der Jetztlebenden. Daß einer fromm sei und kindlich und einfältiglich gesinnt, thut es nicht, sondern es ist die Seele des ganzen Volkes, die solche Werke schaffet; denn was kann auch der herrlichste und göttlichste Mensch, es sei denn des ganzen Volkes Sinn und Gott in ihm, der ihn treibt? Wie aber, wenn ein Volk keinen eigenen Sinn hat und an keinen Gott glaubt?

Das ist aber die ganze Erklärung der Kunst dieser Zeit, die von Kunst nichts wußte: sie war ein Bild des Christenthums, das blühende Christenthum hatte sich in ihr

ordentlich abgedruckt und war verkörpert in die Welt getreten. Kindlichkeit, Unbefangenheit, Bewußtloſigkeit — das iſt das Zeichen aller Werke jener Menſchen; aber wo das Herz höher ſtreben und die Fantaſie mannigfaltiger ſpielen durfte, da fällſt du vor der Unendlichkeit und Unermeßlichkeit des Chriſtenthums in den Staub. Jenes Geheimnißvolle, Dunkle, Ueberſchwängliche, das keinen irdiſchen Glanz noch weltlichen Schein noch irgend eine äußere Bedeutung will, in den Tempeln Gottes hingebaut; in den Spielen und Scherzen aber das, was der Reichthum der unermeßlichen und unergründlichen Gottheit in tauſend Bildern und Blüthen hinwehet und doch nirgends eine Geſtalt ſchließet noch beſtimmet: die Blüthenzeit des Frühlings, die Blüthenzeit des Chriſtenthums, alles kraus, bunt, durch einander gewirkt; was man das Romantiſche genannt hat. Wie willſt du dieſe Schnörkel und Zierrathen, dieſe Mannigfaltigkeit von Geſtalten der Natur und der Fantaſie, dieſes bedeutungsvolle Bedeutungsloſe, dieſes alles, worin tauſend Geſtalten ſich zu bilden ſcheinen und keine iſt — wie willſt du es erklären? nicht in den Bildern allein, ſondern aus dem

Gemüthe, woraus es hervorging, wenn du nicht glaubest, es ist ein musikalisches Vorspiel aller Welt und aller Schöpfung und Gestaltung der Welt, wo die Seele des Frommen von Engeln angehaucht wird: ein zartes und nach allen Gestalten hinspielendes Vorbild jenes Christenthums, das wie das Heidenthum nie in einer geschlossenen und klaren Gestalt aufhören und erstarren soll, sondern wie ein lebendiger Strom aller Geister und aller Gestalten und wie eine Fluth aller Bilder von Geistern und Gestalten fortfließen soll von Ewigkeit zu Ewigkeit? Sieh, wie die Kinder vor dir spielen im dritten oder fünften Jahre, und du hast ein Bild dessen, was jene Menschen waren und was ihr Wirken und Bilden bedeutete. Wie klar, wie besonnen ist die eine Seite der Kleinen, wie ruhig, friedlich, klug und geschickt leben sie mit einander, wenn sie das Bedürfniß der Gesellschaft haben, umachen sich, weichen einander aus, belauschen was jedem gefällt mit einer Kunst, die allein Gott ihnen gelehrt hat! sie leben so gescheut und tüchtig mit einander, als hätten sie das Weltwesen und seine Triebe schon einige Jahrzehende mit durchgelebt. Aber die andere Seite ist

verhüllt und eingeschlossen, wie die Keime der Frucht von Blättern und Blüthen verhüllt sind; da ist ein dunkles dämmerndes Land der Träume und Fantasien: dahin stelle dich, und horche, wenn du die geheimen Götter erkennen willst. Welche wunderbare Andeutungen, welche Fantasien wie aus fernen Ländern und Zeiten, welche Spiele mit Begriffen und Gedanken, die oft das Kühnste und Leichteste der Erwachsenen überstiegen! Solche Kinder waren jene Menschen, hell, klar, besonnen, frisch und fröhlich im Leben, dunkel, mystisch, verhüllt, romantisch im Glauben und in der Kunst. Eine entgeisterte Zeit begreift nicht, wie beides neben einander seyn kann.

Das Leben jener Zeiten hatte allerdings seine Härten und Sprödigkeiten, wie sie kräftigen Zeitaltern natürlich sind und weichlichen unausstehlich dünken. Wer bloß in unserer Feinheit gelebt hat, kann die Großheit jener Menschen nicht begreifen. Die Jugend und Freiheit hatten ihre Muthwillen und ihre Ausgelassenheiten; aber über das Ganze neigte sich der Gottesglaube und die himmlische Freundlichkeit und beruhigte die Wildheit, wie eine liebliche Jungfrau sich über einen wilden Buben neigt und

ihn mit Mährchen und Fabeln in den Schlaf lullt. Jenes Ernste und Feierliche und doch wieder Lustige und Kindliche, was in den Liedern und Sagen klingt und in den Bilderchen und Zierrathen der Tempel spielt, war die Gestalt des ganzen Lebens geworden. So war das Haus bestellt, so der Hausrath, so die Kleidung, so Schritt und Haltung der Menschen: alles Eines Lebens und Eines Triebes, deswegen ein anmuthiges, friedliches und einträchtiges Ding, bei dessen Betrachtung einem wohl um das Herz wird. Strenge und Stattlichkeit und Freundlichkeit und Demuth, Ernst und Feierlichkeit und Spiel und Muthwille wohnten ungestört und geschwisterlich neben einander und die bürgerliche Langsamkeit und fromme Bedächtigkeit des gewöhnlichen Lebens ward in Kriegen und Gefahren zu einer Geschwindigkeit und Entschlossenheit, die nur das Herz erzeugt. Nichts Finsteres, nichts Mürrisches in den Sitten, sondern Freude und Wohlleben; aber Zucht im Hause, Zucht in der Gemeinde, Würde bei der Obrigkeit, eine feste Ordnung für jeden Mann, der auf einem Posten stand. Dort Strenge, dort Unerbittlichkeit, wann gefehlt ward; jedem seine Geburt, sein Ansehen, seine Stelle im

Volke beſtimmt, aber keine Stelle im Volke verachtet oder ehrlos. Es waren freie und gewaffnete Menſchen, jeder hielt auf ſich, jeder ſchirmte ſich ſelbſt, und da er Ehre gab, erhielt er Ehre. Das Gemeinweſen gemeſſen, würdevoll, prangend; die Geſellſchaft erſt feierlich und mit Ernſt und Gott beginnend, dann in Luſt, Saitenſpiel und fröhlichen Muthwillen zerfließend: noch heute ſind die Teutſchen eines der fröhlichſten europäiſchen Völker. Und es war Reichthum und Fülle bei dem Geſchlechte und es konnte ſpielen und ſich freuen und auf Werke ſinnen, die den Nachkommen verkündeten, welch ein teutſches Volk einſt gelebt habe.

Wie kraus und bunt und vielfältig in einander verflochten, wie in tauſend Geſtalten hinſpielend, durch tauſend verſchiedene Strebungen und Fantaſien doch zu Einem Ziele ſtrebend das Chriſtenthum und die aus ihm und dem frommen Volke gebohrne Kunſt war, ſo bunt, ſo vielfältig, ſo tauſendfältig einander durchkreuzend und doch einander haltend ſtand auch das ganze politiſche Leben des Volkes, eine äuſſere Hierarchie Gottes; worauf oben ſchon hingewieſen iſt. Dieſes Kaiſerthum, bunt wie der Mantel, den der Kaiſer am Krönungstage gleichſam ſymbo-

lisch umhing, war die Gestalt des weiten Reiches. Wie vielerlei Ordnungen von Fürsten und Herren! und in jedem Lande wie wieder ein verschiedenes Gesetz, und eine andere Art! wie viele kleine Freistaaten in den Städten, und in jeder Stadt besondere Bräuche, Einrichtungen, Sitten! und jedes, auch das kleinste, Gemeinwesen wieder aus fünf, sechs, ja wohl aus funfzehn, sechzehn kleinen Staaten zusammengesetzt! ich meine die Brüderschaften und Zünfte und Gilden, die in jener lebendigen Zeit noch nicht zur Gaukelei und Spielerei ausgeartet waren, was sie später erst geworden sind. Auch dies war eine Art Ritterthum, eine für sich geschlossene, verbrüderte Gesellschaft, die ihre Bräuche, Geheimnisse und oft Weihen hatte; darauf bei dem kleinsten Bürger ein Stolz und dafür ein Gehorsam, wie nur bei dem edelsten Ritter; daran die Satzungen der Gemeinde, die Ehre des Hauses, die Erziehung der Kinder, die Zucht der Ehe geknüpft; sogar eine Ahnenprobe, die nichts Unehrliches und Unebenbürtiges zuließ: aller Schimpf und Schande mit unerbittlicher Strenge auszuüben. Dieser mannigfaltig zertheilte und zersplitterte Geist, bildete in dem großen Reiche so viele kleine Staaten und band sich

doch durch einen allgemeinen Sinn für Tugend und Recht und Ehrbarkeit wieder so zusammen, daß man nur dadurch begreift, wie ein so tausendfältig Getrenntes und so unsichtbar Verbundenes so manche Jahrhunderte hat bestehen können. Wenn aber das Leben aus diesen Gestalten verschwunden ist, und die Bewegung, die das bunte Räderwerk durch einander treibt, still steht, dann wisse, die Zeit der Aufräumung ist da, du sollst die alten Gerüste fallen lassen, auf daß ein neuer Bau beginnen könne.

Wenn man bedenkt, wie fromm, züchtig, löblich, und doch wie frisch, tapfer, geschwind dies Leben aus jedlicher Kraft und aus lebendigem Christenthum erwachsen war; wenn man empfindet, wie tief die Kunst dieser Menschen die Natur und Gott ergriffen und in unvergänglichen Bildern hingestellt hat, so wird man von einer stillen Wehmuth ergriffen, daß ein so glückliches und so freudiges Wesen doch auch vergehen mußte. Wenn man sieht, wie diese kindlichen und von Gott getriebenen und geleiteten Menschen ohne Kenntniß und Wissenschaft so Großes und Mächtiges konnten, so will der Wunsch nicht schweigen: o wäre doch nichts Fremdes dazwischen gekommen! hätte dieses kindliche,

demüthige und fromme Leben sich doch durch sich selbst, zwar langsamer aber sicherer, zur Mündigkeit und zum Bewußtseyn durchgearbeitet! Vieles Leid und viele Gräuel wären vielleicht weniger gewesen; das Leben und seine Bestrebungen wären nie so zerspaltet worden; Hader, Zwietracht, Verkehrtheit, die aus verkehrter Nachahmung des Veralteten und Heidnischen entsprangen, hätten die Menschen nicht so zerrissen und verdorben. Wäre es nicht besser gewesen, wenn dieses Geschlecht mit dem Mönchslatein und der Bibel ohne die Griechen und Römer sich so selbst entwickelt und fortgebildet hätte, wie es im dreizehnten, vierzehnten und noch im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts auf dem Wege war? Das Nibelungenlied hatten wir auch ohne Homer, die Spanier ihren Cid ohne klassische Heldengeschichte; liebliche Lieder wurden gesungen, ehe man wußte, daß Katullus und Anakreon und Pindarus je in der Welt gewesen; die Dome in Strasburg und Mailand standen, ehe der Tempel des olympischen Jupiters und der ephesinischen Diana gehört waren; vor Thucydides und Sallustius und Tacitus lebten bei uns gewaltigere und edlere Männer, Feldherren, Könige, Stifter und Vertheidiger der

Freiheit, als nach ihnen. Und wie viel Aeffiſches und Verkehrtes iſt ſeit dem ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert in die Kunſt und das Leben der Europäer gekommen, weil man nach dem Todten das Lebendige hat bilden wollen und weil man gemeint hat, Phidias und Homer und Sophokles könnten in ihrer alten Geſtalt wieder aufſtehen! Vergebliche Klage und thörigtes Unterfangen! Es däucht uns oft luſtig, zu unterſuchen und zu vergleichen, wenn dies und jenes nicht geſchehen wäre, wie dann dieſer und jener Menſch, dieſes oder jenes Zeitalter, dieſe oder jene Begebenheit eine ganz andere Bahn, anderes Streben, anderen Ausgang gewonnen haben würde. Aber nie erreicht bei dieſen Unterſuchungen und Vergleichungen die menſchliche Kurzſichtigkeit Schluß noch Ziel; das Ziel iſt: falle nieder und bete an vor der unbegreiflichen Gewalt, welche durch die Zeiten und Geſchlechter dunkel hinwandelt und waltet; mit dem Glauben flattere wie Noahs Taube mit dem Oelblatt über der Sündfluth der Geſchichte; mit der Demuth verehre den ſtillen und frommen Geiſt, der aus allem Lebendigen wehet und athmet; und wann das Herrlichſte zerfällt und das Unſchuldigſte vergehe und das Tapferſte beſiegt wird und das Freieſte

dient, dann weine und schweige und erkenne, daß über dem Staube etwas lebt und richtet, dessen Wege du nicht verstehen darfst.

So blühete Teutschland gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, reich an Menschen, an Städten, an Künsten und Freiheit, herrlich durch den Kaisernamen, von der Trebbia bis zur Eider, von der Rhone bis zur Düna herrschend, als das freieste, stärkste, streitbarste Volk berühmt. Die Menschen jenseits der Alpen und Ardennen sahen in den teutschen Lanzknechten noch die Riesengestalten, die einst Marius und Cäsars Heere erschreckt hatten, und erstaunten vor ihrer Ordnung und Tapferkeit. Man dachte jenseits der Berge alles noch größer, als es war, einen Glanz, eine Freiheit, eine Volksmenge, einen Kriegssinn, wogegen ganz Europa nichts vermag. Die Teutschen hießen das kriegerischeste, unüberwindliche, gewaltige Volk; und das war die größte Ehre dieses Volkes, daß sein Glück nur beneidet, nicht gefürchtet wurde: denn es war auch das gerechteste Volk, es wollte niemand drängen noch erobern. Wirklich war Teutschland stark durch Treue und Biedersinn, durch Freiheit und Freiheitsmuth, und durch Stolz, den es auf Ehre und Namen hatte. Jede Stadt war

eine Feſtung, jede Bürgerſchaft eine Beſatzung, über deren Leichen zur Eroberung gegangen werden mußte; die Kriegsordnung wohl geſtellt, jede Innung in Genoſſenſchaften getheilt, Zeugmeiſter und Feuerwerker und ein ſtattlicher Zeug eingerichtet, Vorräthe auf mehrere Monate in den großen Städten immer in Bereitſchaft. Auch das Land wimmelte von Menſchen und Dörfer reiheten ſich an Dörfer; in den folgenden Unglückszeiten ſind viele Orte und Namen verſchwunden, die nie wieder aufleben ſollten. Aber doch war Teutſchland ſtärker durch die Meinung, als durch die Wirklichkeit; es kam auf die Probe an, wann eine wirkliche Gefahr drohete, wann ein mächtiger Feind, mit geſchloſſenen Kräften und alles geſchwind zu Einem Ziel zu richten fähig, Verſuche gegen Teutſchland machte, wie es dann zuſammenhalten und ſeine Stärke offenbaren würde. Ein Kaiſer, der bei der höchſten Ehre ſo wenig wirkliche Gewalt hatte; die Fürſten, immer gieriger alle Hoheitsrechte an ſich zu reiſſen, immer neidiſcher gegen den großen Oberherrn, und die letzten Reſte ſeiner Macht bei jeder Wahl mit neuen Schranken einſchließend; die Städte reich, fleißig, mächtig, in herrlichen Bünden zu-

sammenstehend, unter dem allgemeinen Schirm des Kaisers gehalten, aber wohl fühlend, wie sie am meisten durch sich selbst gegen den Neid und die Habsucht der grossen Fürsten bestanden; die hohe Geistlichkeit, zweien Herren dienend und oft dem Pabst mehr als dem Kaiser, doch durch den Vortheil und das Gefühl des mittleren Adels, woraus ihre Glieder häufig hervorgingen, an das Volk und den Kaiser und die wahren Vortheile des Reiches mehr gebunden, als die andern, aber auch der ohnmächtigste Theil, weil wo Priester beten die Waffenkünste schweigen; auch der Adel lange von dem Kaiser mehr gelöst: der in den Landen der Fürsten angesessene meist den Fürsten unterworfen; die sogenannte Reichsritterschaft mehr des Kaisers Ritterschaft, doch durch die Unabhängigkeit der Stifter seit dem zwölften Jahrhunderte auch unabhängiger. Dieses so Viele, so Streitende, mit so verschiedenen Vortheilen nach so verschiedenen Seiten Hinstrebende zu verbinden und seine Langsamkeit und Unbehülflichkeit zu geschwinden Thaten zu bewegen, dazu bedurfte es immer ausserordentlicher Menschen und ausserordentlicher Gefahren. Und wie, nach der langen Entwöhnung von mehr als drei

Jahrhunderten, ſollte die rüſtige und waffengeübte Kraft des Reiches mit Kurfürſten, Fürſten, Rittern, Biſchöfen, Städten und Herren ſich einträchtig wieder unter den Kaiſer ſtellen und den allgebietenden Oberherrn wieder durch die That anerkennen? Das war kaum zu hoffen; auch geſchah es anders: die ſpäteren Kaiſer mußten bitten, wo die früheren befohlen hatten.

In dieſer letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, wo Friedrich der Dritte von Oeſterreich und ſein Sohn Maximilianus teutſche Kaiſer waren, ließ Gott viele Zeichen geſchehen und viele Offenbarungen kommen, daß ein ganz anderes Zeitalter beginnen werde, als ſeit funfzehenhundert Jahren geweſen. Denn ſoll etwas Neues in der Welt werden, ſo müſſen Schlag auf Schlag viele außerordentliche Erſcheinungen kommen, und wann, was aus ihnen allen hervorgeht, endlich in Einem Punkt zuſammentrifft, ſo iſt die neue Geburt fertig und es wird, was die Menſchen erſtaunt und erſchreckt. Darum kann eine neue Weltepoche den Menſchen nicht anders als ein Wunder kommen. Gegen den Ausgang des funfzehnten und den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts aber trafen ſo viele Beachtenheiten zuſammen, daß man neuer Dinge warten

konnte; und funfzig, bis siebenzig Jahre nach jener Zeit, damals als Luther gestorben und Karl der Fünfte vom Regiment abgetreten war, erschien auch denen, die immer noch gehofft hatten, das Alte noch erhalten zu können, wie der Lauf der Welt und der Wille Gottes allmächtiger ist, als alle Wünsche und Gebete, ja als alle Arbeiten und Widerstrebungen der Menschen.

Der Reichthum und Glanz des äußeren Lebens in den großen Freistaaten und Städten Italiens und Teutschlands strebte in dieser Zeit in Kunst und Wissenschaft immer weiter und weiter und fing an das Unwissende, Plumpe und Lasterhafte in der Geistlichkeit zuerst zu belächeln, dann zu verachten: der Uebergang zu einer neuen Gesinnung erschien, die Weltlichkeit wollte vor der Geistlichkeit herrschen. Da kamen viele griechische Flüchtlinge nach Italien, und als das griechische Reich zu Konstantinopel im Jahr 1453 durch die Türken zerstört worden, landeten neue Meister der Sprache und Wissenschaft. Nun ward das Studium der Griechen und Römer mit einer Liebe und einem Geist entzündet, die ein Jahrhundert lang, wie nie wieder nachher, brannten und allen Bestrebungen, Neigungen und Ansichten eine neue Richtung

gaben, welche die folgende Zeit mit gebähren half. Auch war in diesem Jahrhundert von teutschen Männern die Buchdruckerkunst erfunden, welche den Wissenschaften und allen menschlichen Gedanken und Worten eine Geschwindigkeit der Mittheilung und Verbreitung gab, die allmächtiger war als jede Gewalt, die sie hätte hemmen wollen. Das Schießpulver, das man wohl schon fast zwei Jahrhunderte kannte, aber immer verachtet hatte, fing an die ganze Kriegsart zu verändern und der einzelnen Tapferkeit und Freiheit den Untergang zu drohen. Im Jahr 1492 entdeckte der Genueſe Colombo die neue Welt für die Spanier und bald darauf umſegelten die Portugieſen unter Vaſco di Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung, und fanden Oſtindien. Dieſe kühnen Schiffe veränderten das ganze Verhältniß der Welt und der Länder. Ja, damit die neue Geburt nicht ohne Wehen wäre, erſchien ſogar eine neue fürchterliche Krankheit, welche die Teutſchen die Franzoſen nannten, welche ſchrecklich wüthete, und wogegen man lange keine Hülfe kannte. Und damit es am äuſſerlichen Gedränge von Kriegen und Revolutionen nicht fehlte, hatte Gott es ſo geſtellt, daß in Südeuropa ſo mächtige Staaten entſtan-

den waren, als man seit Jahrhunderten nicht gesehen, und daß herrschsüchtige und kriegslustige Könige, Räthe und Feldherren an ihrer Spitze standen.

Auch in Teutschland waren manche Zeichen erschienen, die auf einen neuen Zustand deuteten. Mit dem Alten war man nicht zufrieden und es trug sich auch nicht mehr, weil die alte Einfalt und Schlichtheit größerer Bildung und Verfeinerung zu weichen anfing. Die Verhältnisse der Menschen und Stände und Staaten wurden vielseitiger und verwickelter und reichten mit den alten Ordnungen und Einrichtungen nicht mehr aus. Das römische Recht ward immer bekannter und geltender, wenigstens schlichen seine Grundsätze sich stillschweigend mehr ein. Dieses und das eifrige Studium der griechischen und lateinischen Schriftsteller und die Lebensart und Gesinnung und Kunst der Wälschen, welche die teutschen Jünglinge, die nach Venedig, Padua, Bologna, Florenz und Rom zogen, dort sahen und lernten, veranlaßten neue Strebungen und Reize und richteten das Leben und die Neigung der Menschen zu neuen Dingen hin. Manche neue Ordnungen und Beliebungen, welche die Fürsten und Städte für sich und Kaiser

und Reich für alle jetzt machten, bewiesen auch, daß das Alte entweder nicht mehr zulange oder nicht mehr gefalle. So hatte man den schwäbischen Bund errichtet, damit in Schwaben und in den Rheingegenden die Befehdungen und Ueberziehungen gebändigt würden. Unter Maximilianus ward 1495 durch eine allgemeine Beliebung der Landfriede durch ganz Teutschland festgestellt. Bald richtete derselbe Kaiser neben den kaiserlichen Landgerichten unter dem Namen Reichskammergericht ein oberstes kaiserliches Reichsgericht ein, das aber lange noch nicht geordnet war und eigentlich wie es sollte nie geordnet worden ist. Auch theilte dieser Kaiser, damit Friede und Ordnung besser geschirmt werden könnte, das ganze Reich in Kreise und errichtete einen Reichshofrath, meist für seine Erblande, der aber nachher auch Reichssachen schlichtete.

In dieser Zeit, nach dem Untergange der Hohenstaufen im zweihundertachten Jahre, erwuchs wieder ein mächtiges Herrenhaus, das Haus Oestreich oder Habsburg. Graf Rudolf von Habsburg machte es zuerst groß, aber die Verhältnisse des Reichs und das Glück und in seinen Nachkommen eine Herrschsucht, die oft feuriger als besonnen

war, ließen es nicht mächtiger werden, sondern schwächten es vielmehr; und durch Theilungen der Lande ward es oft geringen Häusern gleich. Am meisten aber brachen Habsburg die Kriege mit den Schweitzern, wodurch gerechte Ansprüche verloren gingen, ungerechte nichtig gezeigt wurden. Oestreich war eine kleine, durch die mächtigen Könige von Hungarn und Böheim bedrängte und von dem Neid der Nachbarn belauschte Macht, als der Tod des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund den Anfang seiner Erhöhung machte, die nachher auf das geschwindeste stieg. Karl der Kühne ward nach seinem Vater Philipp dem Gütigen im Jahre 1467 Herzog von Burgund, und starb zehen Jahre darauf in der Schlacht bei Nancy gegen die Schweitzer. Durch Glück und Tapferkeit, durch Weisheit und Mäßigkeit hatten seine Vorfahren eine wahrhaft königliche Macht gestiftet; sie waren die Herren des größten Theils der burgundischen Lande jenseits des Jura, und auch die meisten Herzogthümer, Fürstenthümer und Herrlichkeiten gehorchten ihnen in dem schönen Lande, das unter den letzten Karolingern Lotharingien, von den Späteren die Niederlande genannt ward: ein reiches, fruchtbares, mächtiges Land voll stolzer,

ritterlicher Geſchlechter, voll ſtattlicher Burgen und Schlöſſer, und voll freier und in allen Künſten des Friedens wirkſamer und blühender Städte. Kein König durfte ſich mit Philipp dem Gütigen Herzog von Burgund meſſen, welcher vor Karln regierte; weil Karl über Kaiſern und Königen ſeyn wollte, beſtand die Herrſchaft nicht. Muthig, tapfer, kriegserfahren, hochherzig, wachſam und arbeitſam, kurz alles, wodurch Könige und Helden geachtet und gefürchtet ſeyn können, war Karl der Kühne; aber er war zu heftig, zu ungeduldig, zu offen, und wollte in Jahren gewinnen, was ſich oft in Jahrhunderten nicht erwerben läßt. Nach dem teutſchen Purpur und nach Teutſchlands Herrſchaft, nach Italiens Beſitz, nach der Demüthigung des franzöſiſchen Königs, nach der Unterjochung der Schweiz trachtete dieſer feurige Heldenmuth, und weil er zu vieles zugleich wollte, verdarb er alles. Teutſchland war ſtark durch die Unabhängigkeit und die Kraft ſeiner Städte, die Schweiz ward durch die Freiheit und die Berge vertheidigt, in dem Könige von Frankreich Ludwig dem Elften belauerte Karls Entwürfe eine Argliſt und Tücke, wogegen ſeine offene Ritterlichkeit ſcheitern mußte: die Schwei-

zer schlugen ihn, durch Ludwig den Elften ging er unter. Dieser, für den Erfolg gerüstet — er hatte die Verräther in Karls Heere gekauft und die Schweitzer durch Geld lebendig gemacht — griff zu und gedachte die burgundischen Lande zu gewinnen; aber er riß nur einen Theil ab, das Uebrige vertheidigten die Herren und Städte des Landes für Karls Tochter, die burgundische Maria, die sich mit des Kaisers von Teutschland Friedrichs Sohn, mit dem Erzherzog Maximilianus vermählte. So ward Burgund österreichisch. Daß Oestreich noch größer würde, vermählte Philipp der Schöne, Maximilianus Sohn, Erzherzog von Oestreich und Herzog von Burgund, sich mit der Prinzessin Johanna von Hispanien. Von Maximilians Enkeln ward Karl, der älteste, König von Hispanien, Indien, Sicilien und Apulien und Herzog von Burgund, Ferdinand, der jüngere, Erzherzog von Oesterreich und seit 1526 König von Hungarn und Böheim. Auch darin sorgte Gott für Teutschland, daß er dieses mächtige Haus im Osten seiner Gränzen erwachsen ließ; denn vom Osten her drang mit den türkischen Eroberern jetzt die größte Gefahr.

Die Schweitzerkriege, die Feldzüge und

der Fall Karls des Kühnen, ein Krieg Maximilians und des schwäbischen Bundes gegen die Schweitz, der unbedeutende Krieg desselben Kaisers gegen Venedig — dies waren die einzigen großen Unruhen, die Teutschland im funfzehnten Jahrhundert und in den ersten Jahren des sechszehnten erfuhr. Aber die meisten europäischen Staaten hatten sich in dieser Zeit gestärkt und ihre inneren Kräfte fester verbunden; Teutschland, dessen Reichskraft immer mehr aus einander ging, durfte nicht hoffen, daß es noch lange so ruhig sitzen werde, wie es die letzten Jahrhunderte gesessen hatte. Spanien war Ein Staat geworden durch den langen Kampf mit den Mohren und Saracenen, die am Ende des funfzehnten Jahrhunderts bezwungen wurden; Frankreich hatte seine Kräfte versammelt und die mächtigen Dynasten vertilgt durch die langen und schweren Kriege, die es um die Herrschaft des Landes mit England führen mußte: die Arglist und Klugheit Ludwigs des Elften that das Letzte, er hinterließ einen mächtigen Staat und ein besoldetes Heer, wie es damals kein Fürst hatte; auch England hatte jener Kampf nicht geschadet, in blutigen Getümmeln und fürchterlichen Wechseln waren seine lebendigen Kräfte in Reibung geblieben und immer

noch ward von dem kühnen Volke nach Freiheit und Gesetzlichkeit gestrebt. Der Norden berührte Europa nur noch durch die Hierarchie und den Handel der Hanse; der Osten dämmerte kaum hervor aus langer Nacht und Unterdrückung der Tataren. Italien und Teutschland, die blühendsten, die freiesten, die kunstreichsten und gebildetsten Länder, hatten eine bunte und wunderbare Vielherrschaft; in einem andern Weltalter und unter anderen äußeren Einflüßen erneuten sie fast die Geschichten Griechenlands von dem sechsten bis zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt: ihr Glück, ihre Bildung, ihre inneren Unruhen und Kriege, endlich ihr jüngstes trauriges Schicksal sollten noch mehr daran erinnern.

In Italien war es fast wie in Teutschland, viele Könige, Fürsten, Freistaaten, Herrlichkeiten, nur daß der Kaiser aus der Ferne fast gar nicht, der Pabst nicht mehr wie vor zwei Jahrhunderten herrschte. Die Mächtigsten waren damals der Pabst, die Republik Venedig, die Republik Florenz, der Herzog von Mailand, der Herzog von Savoyen, der König von Neapel, und der König von Hispanien in Sicilien. Ihre Zwietracht, vorzüglich die Verruchtheit des Pabstes Alexander des Sechsten und seines Sohns Cäsar Bor-

gia und des Herzogs Ludwig Moro von Mailand zogen die Fremden in das schöne Land. Im Jahr 1494 zog Karl der Achte König von Frankreich wie in einem Triumphzuge durch Italien; Ludwig Moro, die Florentiner, Alexander der Sechste gaben ihm Festungen ein, zahlten ihm Millionen Dukaten Hülfsgelder; in wenigen Monaten war er im Besitz des Königreichs Apulien, worauf er Ansprüche machte. Ganz Italien ergriff Erstaunen, Schrecken, dann Erwachen und Besinnung, daß so mächtige Nachbarn der Freiheit gefährlich werden würden: die venetische Klugheit errichtete ein Bündniß und versammelte ein Heer, die Franzosen schlugen sich bei Fuornovo durch und gingen über die Alpen wieder in ihr Land. Dies geschah das Jahr nach dem Einzuge. Nun war das Geheimniß der Schwäche Italiens aufgedeckt; denn was Karl mit 15,000 Mann gekennt hatte, getrauten sich andere tüchtigere Feldherren wohl besser zu können. Bald waren die Franzosen wieder in Italien, bald auch die Spanier; Krieg wuchs aus Krieg, Aufruhr aus Aufruhr, Betrug aus Betrug: Spanier, Franzosen, Teutsche, Schweitzer wurden über die Alpen und das Meer geführt; so ward gestritten bis 1514, und die Spa-

nier blieben die mächtigsten im Lande. Die folgenden Jahre 1515 und 1516 traten neue Könige in die Bahn, Franz der Erste in Frankreich und Karl der Erste in Spanien. Die ersten Jahre Vorbereitungen, Lauschungen, Nebenbuhlerei, endlich offene Entzweiung, seit Karl 1519 die teutsche Kaiserwürde über Franz gewann. Er folgte seinem Großvater Maximilianus in der Regierung und heißt in der teutschen Geschichte Karl der Fünfte. Auch Franz hatte durch Unterhandlungen und Bestechungen um diese höchste Ehre der Christenheit gebuhlt, aber die Teutschen fürchteten mit Recht die französische Arglist und Habsucht und wählten den ersten und weisen Bewerber, Karln König von Hispanien und Indien, Herzog von Burgund und Erzherzog von Oesterreich, den mächtigsten Fürsten, der seit Heinrich dem Schwarzen von Teutschland in Europa regiert hatte. Seit dieser Zeit hörte der Krieg nicht auf, bis den Fürsten die Kraft erlosch: die Friedensschlüsse waren Waffenstillstände. Gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts waren die Spanier Herren der Lombardei und Süditaliens; das übrige Italien hing an ihrem Wink: um das Glück und die Freiheit des Landes war es für lange Zeit geschehen.

Zwei Jahre vor Karls Regierung entzündete sich in Teutschland anscheinlich aus einem kleinen Funken eine Flamme, welche die ganze Welt ergriff. Ein Mann mit der Bibel in der Hand und dem Vertrauen zu Gott und zur Wahrheit that größere Dinge, als die Herrscher mit allen ihren Kriegen und Eroberungen, er veränderte die Welt. Dieser Mann war Martinus Luther Augustinermönch und Professor der Theologie auf der Universität zu Wittenberg. Es war ein Misverhältniß eingetreten zwischen der Lehre und dem Leben, zwischen der Geistlichkeit und Weltlichkeit, das sich nicht leicht mehr heben ließ. Wenn große Zucht bei der Geistlichkeit, wenn ernstes Halten auf Sittlichkeit und Mässigkeit, lebendiges Streben nach Weisheit und Frömmigkeit bei den Hierarchen gewesen wäre, dann konnte freilich eine Kirchenspaltung nicht kommen, wie Luther sie veranlaßte; denn die Kirche wäre nichts Eisernes und Todtes geworden, sondern das lebendige Leben selbst; sie wäre nicht stehen geblieben, sondern mitgewandelt, und auf andere sanftere und unblutigere Weise wären wir vielleicht etwas langsamer zu der Epoche gelangt, wo wir nun stehen. Zum nüchternen Bewußtseyn, zur kalten Gedanken-

welt wollte die allmächtige Zeit, damit sie nach übersprungenen Stufen der Nichtigkeit aus den Tiefen der Idee zu seiner Zeit ein höheres Christenthum wieder ans Licht heraufförderte. Aber die Hierarchen thaten davon nichts; als eine eiserne und unverrückliche Ordnung sollte die Kirche in ihrem äußeren Bau stehen bleiben, sie selbst aber wollten keine Priester mehr seyn, sondern es den Kindern der Welt gleichthun, ja zuvorthun. Das, als es zu arg ward, ertrugen die Menschen nicht länger, Luther sprach nur ihre Gefühle aus, und weil die meisten empfanden und dachten wie er, so that er den Willen einer höheren Macht.

Die neuen Studien der griechischen und lateinischen Schriftsteller waren der Hierarchie in mehr als einer Rücksicht gefährlich geworden. Schon seit 150 Jahren war ihr Ansehen und der blinde Glaube an die Unfehlbarkeit der Päbste gesunken: die beiden Konzilien und manche öffentlich dargestellte Aergernisse der Kirche hatten mächtig gewirkt; als nun vollends der Sinn und das Leben des Alterthums und Heidenthums die Herzen und Köpfe ergriff, da bildete sich in Italien eine ganz neue Ansicht und ein neues Urtheil über die geistlichen Dinge und selbst

das Heilige und Unendliche des Chriſtenthums ward als ein Kleines angeſehen. So groß war die Begeiſterung und Bezauberung der Menſchen durch die griechiſche Kunſt und Philoſophie, daß ſeit dem Jahre 1460 mitten in Italien, in der Nähe Roms, wo der heilige Vater ſaß, ja in Rom ſelbſt ſich ein neues Heidenthum bildete, welcher das Chriſtenthum und alles Chriſtliche ein der Einfalt aufgebundenes Mährchen und eine platte Albernheit däuchte. Wer in Rom, Florenz, Venedig, Ferrara, Bologna die neue Gelehrſamkeit nicht hatte noch lobte, der galt für einen Barbaren; wer ſich einen Chriſten nannte, hieß ein Tropf. Glatt, hell und leicht ſollte das Krauſe, Dunkle und Unbegreifliche werden, durchſichtig und heiter, wie die Geſtalten des griechiſchen Heidenthums, deſſen eigentlichen Sinn man doch nur halb ahndete. So ſank das Anſehen der Geiſtlichkeit zuerſt durch das Urtheil der Menſchen, es ſank noch mehr durch das Heidenthum in den Sitten. Die italiäniſchen Prieſter, durch langen Beſitz der Herrſchaft ſicher, wollten nicht ſchlechter ſeyn als die andern; ſie ſetzten das Chriſtliche völlig hintan, ihre Bildung war weltlich und heidniſch, ihr Leben ſchlimmer als heidniſch; Erzprieſter und Kar-

dinäle dichteten wie Katullus und Petronius weiland und schämten sich nicht Bücher drucken zu lassen, die alle Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit ausgezogen hatten; Päbste und Kardinäle erneueten, was Tacitus und Suetonius von Nero und Tiberius erzählt haben, mit altrömischer Scheußlichkeit und Verruchtheit: die italiänische Schwere versank von jeher tief in die Lüste, über welche griechische Leichtigkeit höchstens als Leichtfertigkeit hingeflattert war. Alexander Borgia und sein Sohn Cäsar und seine Tochter Lucretia, dann die Kardinäle von Medicis und ihr Pabst Leo der Zehnte welche Gräuel in christlichen Staaten! Das erlöset sie nicht, daß man saat, sie thaten Großes für die Kunst und die Wissenschaften; denn in den Lüsten und Verruchtheiten, woran sie das Volk gewöhnten, verging auch die Kunst: Rafael und Michel Angelo und Arioſto waren von frommen und züchtigen Aeltern gebohren. Daß die Päbste durch Ablaß, durch vorgespiegelte Kreuzzüge und durch Erpressungen und Betteleien aus allen Ländern für den Bau ihrer Tempel und Werke Gold und Silber zusammenbrachten — wie konnte vor Christen entschuldigt werden, was aus gar keinem christlichen Sinn entsprungen war? Nicht

Luther, nicht Zwingli und Kalvinus und Socinus müssen zuerst verklagt werden, sondern die Priester und Erzpriester selbst; sie haben durch Unheiligkeit und Lästerlichkeit den Brand in die Kirche geworfen, der sie selbst und viele tausend andere verzehren sollte. Gelehrt, gebildet, beredt, der griechischen und römischen Sprache kundig waren die Männer, aber von Christenthum, von christlicher Theologie, von christlicher Zucht — davon wußten sie nicht und wollten sie nicht wissen: ja sie hohnlächelten und spotteten über das, wodurch sie so viel bedeuteten. Die niedere Geistlichkeit, wie es geschieht, ahmte die Leichtfertigkeit und Verruchtheit der Großen nach, ohne daß sie ihre Gelehrsamkeit und Bildung hatte; die größte Ausgelassenheit und Unzucht bei der tiefsten Unwissenheit und Aufgeblasenheit. Solche Pfeiler sollten die Kirche halten, die sich Kirche Christi nannte.

So war es im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, so fand Luther selbst die römische Geistlichkeit, so fanden sie alle seine Zeitgenossen, die Italien besuchten; doch sie selbst ist ihr bester Zeuge und Beschreiber, die Bücher, die Gedichte, die Gemählde, das Leben in Rom und Florenz und Ferrara verkündigen

uns alles. Durfte ſolches ohne Scheu und Schaam geſchehen, ſo war das Chriſtenthum verſchwunden und Luther ſprach mit Recht: Fort mit dieſer Kirche, die eine heidniſche Buhlerin, die die Hure von Babylon geworden iſt! Erſt dann, als die teutſchen Sachen gefährlich zu werden begannen, dachte man wieder auf Ernſt und Zucht und befliß ſich einiger chriſtlichen Gelehrſamkeit. Dies und Ignatius Loyolas Orden rettete die letzten Trümmer der alten Kirche vom völligen Untergange.

d. König Friedrich der Zweite und ſein Zeitalter.

Kaum hatte Kaiſer Karl der Sechste die Augen zugethan, ſo lag ſeine Sanctio Pragmatica mit ihm begraben und ward nicht anders geachtet denn eine Todte. Frankreich wollte wieder verſuchen Teutſchland zu zerreiſſen und Oeſtreich zu verkleinern, machte deswegen den Kurfürſten von Baiern zum Kaiſer, und unterſtützte ihn in Anſprüchen, die er kraft ſeiner Ahnin der Erzherzogin Anna, Ferdinands des Erſten Tochter, auf die öſterreichiſchen und böhmiſchen Lande machte; Spanien und die ſpaniſchitaliäniſchen Prinzen griffen zu den Waffen und wollten von Oeſtreichs Ländern gewinnen; und der Kurfürſt von Brandenburg und Kö-

nia von Preußen Friedrich der Zweite, ein junger, freudiger und sieghafter Kriegsheld, rückte mit 50,000 Mann in Schlesien ein, schlug Thereſiens Heere, und eroberte das Land: er behauptete aber Rechte auf einige ſchleſiſche Fürſtenthümer. In ſo großem Gedränge wies ſich die junge Königin als eine muthige und herrliche Frau und daß die welſiſche Mutter mehr in ihrer Bruſt lebte, als der habsburgiſche Vater. Ihre Standhaftigkeit, ihre Beharrlichkeit, ihre Freundlichkeit und Schönheit begeiſterten das Volk und vertheidigten die Lande, zuerſt noch zweifelhaft, dann, nachdem der König von Engand und Kurfürſt von Hannover Georg der Zweite als Bundsgenoß mit einem Heere für ſie auftrat und Bundsgenoſſen für ſie warb, ſicherer. Einen achtjährigen Krieg endigte der Friede zu Aachen im Jahr 1748; Maria Thereſia verlor in Italien ein paar kleine Landſchaften, Parma und Piacenza, und an den König von Preußen das reiche und ſchöne Schleſien.

Dieſer junge König, der mit ihr zugleich in die Bahn trat und ſie nur ſechs Jahre überlebte, war das Erſtaunen und die Bewunderung der Zeitgenoſſen geworden und ward hinfort bis an ſeinen Tod der

Mittelpunkt der teutſchen Geſchichte und das groſſe Zeichen, worauf alle ſahen. Durch Kühnheit und Geſchwindigkeit, durch Ernſt im Regiment und Tapferkeit im Kriege, durch Achtung für das, was das Zeitalter ſeine Wiſſenſchaft und Kunſt nannte, auch dadurch, daß er durch Briefwechſel und Jahrgelder die Franzoſen, welche das groſſe Wort des Tages führten, gewann, machte er den kaum bekannten Namen Preußen zu dem genannteſten in Europa. Doch hatten groſſe Fürſten vor ihm regiert, und gearbeitet, daß der Urenkel und Sohn ſo herrlich erſcheinen und ſo groſſe Dinge vollbringen konnte. Der erſte, der durch ſein Gemüth, ſeine tüchtigen Einrichtungen und groſſen Thaten Brandenburg mächtig machte und ein lebendiges Streben immer nach Höherem erregte, war der Mann, der mit Recht der groſſe Kurfürſt heißt, nemlich Friedrich Wilhelm, der von 1640 bis 1688 beinahe ein halbes Jahrhundert regierte. Er empfing bei'm Schluß des dreißigjährigen Krieges ein verwüſtetes Land, bekam für gerechte Anſprüche wohl ſchöne und fruchtbare Fürſtenthümer, aber zugleich an den Schweden gefährliche Nachbarn: erſt nach Karl Guſtavs frühem Tode im Jahr 1660

durfte Friedrich Wilhelm frei athmen. Dieſer herrliche Fürſt heilte die Schäden, die der Krieg ſeinen Landen geſchlagen, verband, ſo ſehr es damals möglich war, ſeine Länder, ſtand ein tapferer Feldherr mit dem großen Wilhelm von Naſſau als ein unerſchütterlicher Held für die Sache der Freiheit gegen Ludwigs des Vierzehnten Eroberungswuth, erſchuf ein Heer von 40,000 Mann, das 1675 ſchon die allgefürchteten Schweden ſchlagen konnte und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die glorreichen Siege bei Hochſtedt und Turin erfechten half, und war durch Weisheit und Gerechtigkeit, womit er alles leitete und verwaltete, die begeiſternde Seele eines Staates, der, als er Kurfürſt ward, verfallene Städte, verbrannte Dörfer und 4000 ſchlecht bewaffnete Krieger hatte. Sein Sohn Friedrich, eitel und ſchwach, ſetzte ſich im Anfange des Jahres 1700 die Krone eines Königs von Preußen auf; er ging nicht in den Spuren ſeines großen Vaters, aber der gegebene Trieb ſtrebte fort, und der Wuchs, der im Volke war, ward wenigſtens nicht zurückgedrängt. Deſſen Sohn Friedrich Wilhelm war ein tüchtiger, aber wunderlicher Fürſt; durch Ernſt in Sitten, durch ſtrenge

Gerechtigkeit, durch Sparſamkeit, Arbeitſamkeit, Treue und Gottesfurcht, durch Liebe, die er zu Teutſchland und zu allem Teutſchen trug, den beſten teutſchen Fürſten gleich, wieder aber durch ſeine geſchmackloſen Geſellſchaften, durch Einfälle des Augenblicks, die er auf der Stelle ausführte, durch plötzliche Aufwallungen des Zorns, die ſonderbare Züchtigungen begleiteten, durch das äußerſt bäuriſche Regiment, das er in ſeinem Hauſe übte, und durch hundert andere Eigenheiten ein halber Barbar. Aber dieſer König liebte ſein teutſches Vaterland, er liebte Ordnung und Frieden, machte ſein Land blühend, ſein Heer unglaublich bis zu der Zahl von 80,000 der beſten Streiter mächtig, und hinterließ einen anſehnlichen Schatz. Deswegen muß man ſeiner Verkehrtheiten nicht gedenken.

Dieſer geduldige und arbeitſame Haushalter hatte einem ehrgeizigen und feurigen Jünglinge die Bahn geöffnet, und Friedrich, der den Namen König fühlte, griff ſogleich zu und machte den König von Preußen, der unter ſeines Gleichen doch immer noch keinen Rang gehabt hatte. Nachdem ſeine Kühnheit und Geſchicklichkeit ihm Schleſien gewonnen, arbeitete er raſtlos in den Spu-

ren seiner großen Vorfahren. Durch Sparsamkeit und Mäßigkeit, durch scharfe Anstrengung aller Kräfte und geschickte Benutzung seiner fleißigen und tüchtigen Unterthanen machte dieser König möglich, was dreimal und viermal so große Staaten nicht vermogten: er sammelte Geld, bauete Festungen, grub Kanäle, trocknete Moräste, deichte Ströme und Seen ein, und unterhielt ein Heer von 150,000 Mann, das in den letzten zwanzig Jahren seiner Regierung über 200,000 Mann vermehrt ward. Doch ward er bald wieder mitten in diesen Arbeiten unterbrochen und der gefährliche siebenjährige Krieg begann, der in den Zeiten unserer Väter als ein Weltwunder gehört ward. Oestreich, Rußland, Kursachsen waren in eine sehr enge Verbindung getreten, Friedrich glaubte, sie sei gegen ihn gerichtet, und damit die reife Uebermacht ihn nicht bei dem ersten Schlage zerschmettere, ward er der Anfänger, fiel in Sachsen ein und entwaffnete das sächsische Heer. Dies geschah im Sommer 1757. Bald an allen Enden der Welt ein brennender Krieg: gegen Friedrich Maria Theresia, Elisabeth von Rußland, Sachsen, bald Frankreich, unnatürlich sagten die Zeitgenossen, mit Oestreich verbündet,

und, von Frankreich erregt, auch Schweden, das aber nichts thun wollte; für den König stand sein Muth, das seemächtige England, das ihm Hülfen und Gelder sandte, und die teutsche Macht von Hannover, Braunschweig und Hessen: die Last des Krieges aber unterhielt er am meisten durch das fruchtbare Sachsen. In Indien und Amerika zwischen den Engländern und Franzosen eben so blutiger Krieg, als in Europa, in welchem die Engländer einen indischenglischen Staat gründeten, der viermal so groß war, als ihr europäischer. In den beiden letzten Jahren auch noch Portugal und Spanien hineingerissen, Spanien, daß es an England seine Flotten und Schätze verlöre, von Frankreich aufgehetzt. Aber der große Schauplatz des Kriegs, worauf eine halbe Million bewaffneter Männer sich sieben Jahre in blutigen Schlachten tummelte, war das arme Teutschland, und das Ziel und große Zeichen König Friedrich der Zweite. Alle Welt verzweifelte diesmal an seinem Glücke, der Kampf schien zu ungleich und auch die größte Tapferkeit und Geschicklichkeit endlich unterliegen zu müssen. Der König selbst war mehr als einmal auf seinen Tod gerüstet, denn seinen Fall wollte er

nicht überleben, sondern Eisen oder Gift sollte ihn der Schadenfreude seiner Feinde entziehen. Weil er das Königthum so fühlte, so konnte er in so vielen Stürmen fest stehen und das Unglück überwinden. Er hatte den römischen Grundsatz, der für alle Könige und Völker ein ewiger seyn muß, nach verlornen Schlachten nicht um Frieden zu betteln, sondern auf Sieg und Herstellung zu denken. Doch schrieb er oft an seine Freunde als dem Tode nahe, und scherzte, es sei ganz natürlich, daß ein Mann erliegen müsse, der zwei Weiber und die Franzosen auf dem Halse habe. Nach Treffen wie die bei Kollin und Kunersdorf sah ihn auch die Welt für verloren an; aber seine Festigkeit und Geschwindigkeit und die seltene Kunst, alle Mittel des Kriegs mit einer unglaublichen Thätigkeit an sich zu reissen, am meisten aber die Planlosigkeit und Zwietracht seiner Feinde, ein Fluch, der auf allen verbündeten Heeren liegt, wenn nicht ein Einziger als großer Gebieter sie führt, retteten den König. Endlich als sein Volk und die Kraft seines Heeres zu erlahmen und zu ermatten begann; als die alten Feldherren gestorben oder in Schlachten gefallen; als die Blüthe seiner herrlichen

Officiere und Soldaten geblieben war und ein bunter aus Fremdlingen zuſammengeſetzter Haufe das preußiſche Heer hieß, das nichts als der Name Friedrich zuſammenhielt und das bei dem erſten großen Unfall ſich aufgelöſt haben würde; als ſeine erſchöpften, geplünderten, verſengten Lande und das verarmte Sachſen faſt verſiegen wollten — da ſtarb die Kaiſerin Eliſabeth, die Ruſſen wurden ſeine Freunde, die Schweden machten Frieden, Frankreich und England waren des Krieges müde, und im Jahr 1763 ward der lange Kampf geſchloſſen: Friedrich behielt ſein Schleſien, und England ward in fernen Welttheilen allmächtig.

Friedrich hatte ſich in dieſem Kriege mit unſterblichem Ruhm bekränzt, mit ſo kleinen Kräften ſo Großes vollbringend, vom Unglück unbeſiegt, im Glücke nie faul, durch Kunſt die Uebermacht überwindend und durch Geſchwindigkeit die dickſten Maſſen zerſprengend, endlich durch hohen Geiſt und Stolz die Herzen an ſich reiſſend, gab er das ſeltene Beiſpiel, was den Menſchen ſo werth iſt, daß es eine Kraft giebt, die ſelbſt das Schickſal ſo zu feſſeln ſcheint, daß es ſeine Tücken nicht mehr üben kann. Nicht durch

seine Schlachten noch durch den Wechsel, womit er Niederlagen durch Siege verwüstete, durch die eiserne Festigkeit als König zu leben und zu sterben hatte er den Namen des Großen verdient: die Geschichte hat nur Ein Bild, das ihm gleich ist, Mithridates den Großen, König vom Pontus. Seit 1760 erzählten die Syrer, die Marokkaner, ja die Irokesen und Tunauser von König Friedrich. Und die Teutschen, wie theuer sie diesen langen und verderblichen Krieg auch bezahlen mußten, rechneten sich doch die Ehre Friedrichs an und daß ihre Feldherren und Krieger in dem östreichischen, preußischen, englischbraunschweizischen Heere ruhmvoll und siegreich gewesen. Noch einmal erklang es, nach Berlin, nach Wien müsse man reisen das Große des Kriegshandwerks zu lernen und große Feldherren zu sehen. So ging Friedrich aus diesem Kriege, anerkannt, ja angebetet von der Zeit, deren glänzendster Punkt er war und die in seinem Karakter wirklich ihre ganze Erklärung hat: er war der größte Mensch der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ein rechtes Zeichen, und er und sein Zeitalter haben sich gegenseitig so gemacht, daß man bei ihrer Deutung in einem wahren Zirkel

befangen iſt, wo was die Urſache, was die Wirkung, nicht zu finden iſt.

Friedrich regierte auch die vierundzwanzig Jahre, die er nach dem Frieden von Hubertsburg noch lebte, in dem ſtrengen und gerechten Sinn der Ordnung fort, die er von ſeinem Vater ſchon überkommen hatte, die aber in dem Maaße immer mehr angeſtrengt ward, als alle Macht dem Heere zufiel, das ſich immer noch vermehrte. Daß den Menſchen Licht und Luft blieb, war etwas; daß er ihnen Wort und Gedanken frei ließ, war eine große Gabe; aber Glück und Freiheit und Menſchlichkeit, wie man dies zugleich gebundene und ungebundene Weſen nannte, war dies alles nicht: die hatten einer kräftigern und gemüthvollern Zeit angehört. Auch war die Gabe der geiſtigen Freiheit, welche König Friedrich gab, keine reine Gabe, nicht aus Begeiſterung für einen hohen Adel des Geſchlechts, nicht aus tiefer Anbetung des Göttlichen und Unſterblichen, was in der menſchlichen Natur liegt, nicht aus der Anerkennung des heiligen Strebens der Geiſter entſprungen, ſondern aus der Modewuth, du[illegible]rechen Witz das Höchſte zu erniedrigen und das Heiligſte zu beflecken, aus der Eitelkeit, von

französischen Witzlingen und Wüstlingen Philosophenkönig genannt zu werden. Verstand, Scharfsinn, Witz genug; auch Seele, Tiefsinn, Ernst genug, doch dieser, als wären sie das Kleine, sich fast schämend: auch da war der König wie die Zeit. Dieser König, auf den ganz Europa sah, wie hätte er es aufbauen, wie beseelen, wie begeistern können, wenn ein frommer und fröhlicher teutscher Sinn in dieser großen Brust gelebt hätte! Alle wären seiner Spur gefolgt, alle, Große und Kleine, hätten sich geschämt einem solchen Muster nicht nachzueifern, und mit Recht hätte die Geschichte einmal ein Zeitalter Friedrichs des Großen genannt. Aber Gott hatte sein Herz von dem Könige gewandt, und er war verstockt und erblindet, und erkannte nie die Treue, den Glauben, den Tiefsinn seines Volkes, sondern buhlte mit fremder Eitelkeit und Verruchtheit; daher ward seine Größe Teutschland zum Verderben und sein Gedächtnis dem teutschen Volk zum Fluch.

Dies klingt hart, und ist hart; auch soll es kein Tadel der Person seyn, sondern ein Tadel der Zeit. Das war ihr Geist, daß ihr Lebendigstes und Kühnstes nur zum Zerstören da war: die seelenvollen Triebe und

die gemüthlichen Kräfte hatten lange geſchlafen und ſollten noch faſt ein halbes Jahrhundert ſchlafen; zum Zerreiſſen, zum Zerklauben, zum Klügeln war dieſes Alter geboren, nicht zum Verbinden, zum Vereinigen, zum Geſtalten. Was im Witz ſcharf, was in der Betrachtung folgerecht, was in der Zuſammenſetzung künſtlich iſt, das verſtand man. Daher der Menſch eine Maſchine, die Welt eine Maſchine, der Staat eine Maſchine, Gott ſelbſt eine todte Maſchine — ſo klang es in Büchern, Edikten und Manifeſten. Das iſt des großen Königs Entſchuldigung, daß er was die Zeit liebte und ſtrebte in der glänzendſten Nichtigkeit an ſich trug. Woher ſollte ein freundlicher, milder und gläubiger Held kommen, da die Welt keine Freundlichkeit, Milde und Glauben mehr hatte, ſondern in Nüchternheit, Armuth und Witzklauberei alles unterging? Auch die größten Menſchen ſind nur eine Geburt der Zeit, worin ſie leben. Alſo das Strenge, Scharfe, Zerſtörende und Gemüthloſe hatte Friedrich im Ganzen mit ſeinen Zeitgenoſſen gemein und in ihm ward oft Tugend genannt, was früheren Zeitaltern ein Abſcheu geweſen wäre. Doch auch ihr Schlechtes glänzte an dem Geiſtreichſten am hel-

sten, und Zufälliges kam hirzu, des Königs geistiges Wirken verderblicher zu machen.

Friedrich zeigte von Kindauf einen kühnen, feurigen, aufstrebenden Geist und Neigung zu allerlei Kunst und Wissenschaft, deren Uebung seinem rohen Vater unkönialich und pedantisch däuchte; das Geistreiche, das Witzige, das Scharfe zog den Knaben frühe an, seine schlaue und ränkevolle Mutter half dies ausbilden, bald faßte ihn alles Französische durch das Blendende und Schimmernde, was in ihm liegt, mit einem unwiderstehlichen Reiz. Dies verdroß seinem Vater, der alles Französische haßte und dem selbst das plumpe Teutsche angenehm war, und er weissagte: der Fritz möge immer viel Witz und Kopf haben und wie ein Schulmeister Latein und Französisch schreiben können, aber er werde sein Volk verderben. Ein solches Vorgefühl, das in dem Vater war, die ewige Unruhe, welche die Lügen und Durchstechereien und Verhandlungen der ränkevollen Mutter in dem königlichen Hause und der ganzen Freundschaft erregte, dann des Vaters Wunderlichkeit und oft Unleidlichkeit, endlich das, was von Natur als eine Kluft zwischen Vater und Sohn stand — alles dies stiftete Groll und Feindschaft und

hätte durch den väterlichen Zorn Friedrich faſt auf die Todesbühne gebracht. Auch daher bei ihm der laute Widerwille gegen das Teutſche, was ihm nur Grobheit und Geſchmackloſigkeit, mitleidig Dummheit und Gutmüthigkeit däuchte; an der Seine alle Feinheit, aller Reiz, aller Geſchmack, dort die teutſche Steifheit mit den Blumen der Grazien, die ſchwerfällige teutſche Gründlichkeit mit den Scherzen des Momus umwunden. So gerieth der Prinz bald in die Hände von Berliner Franzoſen, die ihm nicht bloß mit Büchern, ſondern für ſeine Verſchwendungen und Ausſchweifungen auch mit Geld aushalfen. Das aber machte Friedrichs Natur völlig ſcharf, daß ſeine Jugendblüthe durch zu frühe Liederlichkeit befleckt ward: er hatte den höchſten Lebensreiz, die der Liebe, zu früh verloren, als Mann liebte er die Weiber nicht mehr, der Menſch liebte bald auch die Menſchen nicht mehr. Wie kann ein Gemüth, das der Liebe mangelt, und wäre es ſonſt reich wie das Gemüth eines Gottes, die Welt erhalten oder eine neue erbauen? Das iſt das gröſte Unglück bei der frühen Wolluſt, nicht daß der Leib geſchwächt wird — was nicht immer geſchieht — ſondern daß die fröhliche Fantaſie, die reiche blu-

menvolle Liebe, das sich allem Schönen und Freundlichen hingebende Herz ausgetrocknet werden und in reichen Naturen nichts als eine zehrende Geistigkeit, eine feurige Wolfskraft, in armen nichts als Faulheit übrig bleibt. So stark aber sind nur wenige Sterbliche, daß sie alles erlangen können und doch ganz bleiben.

Diese Jugend und diese frühe Auslebung mit natürlicher Anlage erklären, was in des Königs Charakter nachher fest steht. Er war als Krieger groß, als Herrscher erfüllte er seine Pflichten ernst und streng, aber er war in vielem hart und eisern und entsprach dem Bilde eines Philosophenkönigs nicht immer. Doch das Eiserne entschuldigt auch die Größe und Festigkeit, womit er wie nie ein Sterblicher, ausser Mithridates der Große, in sieben schweren Jahren gegen das Schicksal ringen mußte. Bei dem Schluß des siebenjährigen Krieges war er nur funfzig Jahre alt, aber sein Herz war sehr alt; er liebte die Menschen nicht, er verachtete sie; kalt und starr hielt er durch eine gewaltige Ordnung und Reihenfolge der Arbeiten und Entwürfe alles zusammen; er war der Meister und Beweger einer sehr künstlichen Maschine, aber er war nicht der Meister und

Beweger eines lebendigen Lebens. Ja er mußte in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens, wo seine Seele immer mehr und mehr verarmte und in kalter Einzelnheit zusammenschrumpfte, schmerzlich erfahren, daß selbst seine Maschine, dieses bewunderte Werk der Weisheit, das alle erstaunte, nicht mehr so frisch gehen wollte als in vorigen Tagen. Alle Künstlichkeit hat ihr Ziel, nur die fortschreitende und fortwirkende Natur in Liebe und Freude schafft unsterbliches Leben. In allem dem Geschrei von Philosophie und Geist und Preßfreiheit, das aus Berlin scholl, war das Meiste leerer Klang; es verstockte und versteinerte sich mehr und mehr, was sonst frei und lebendig gewesen, alles wie die Zöpfe und Stiefeln und Monduren über einem Leisten, selbst die Gesichter jener Zeit dem Alten, der regierte, immer ähnlicher werdend: auch die Idee war erstarrt. Daher wuchsen der Klingklang hohler Worte, Eitelkeit, Aufgeblasenheit, Dummheit. Und wirklich diese Welt ging nicht fort, es sei denn in winselndem Unglauben und platter Verruchtheit; sie blieb stehen, wie sie schon 1780 war. Das Kleine, strenge Verwaltung des Regiments, Beförderung nützlicher Arbeiten, Aufhelfung verarmter

Unterthanen, Urmachung und Anbau wüſter Plätze, Abdeichung von Moräſten, und dergleichen geſchah noch immer ordentlich, genau und löblich; aber wo war das Große, wo war das, was man von einem Könige fordern konnte, der ſich das Anſehen gab, er v.-[illegible]e und erwäge, was die edelſten und ſeelenvollſten Menſchen über Geſetzgebung, Verfaſſung, Erziehung, Veredelung des Menſchengeſchlechts gedacht und geſchrieben haben? Aber dieſer große König duldete ſo Vieles, ordnete ſelbſt Manches, was gegen das Zeitalter und ſeine Gefühle und Begriffe ſtritt. Was hätte dieſer Eine große Mann, dieſer allgemein bewunderte König und Held gekonnt, wenn er 1765 und 1775 die höheren und lichteren Ideen einer ewigen Gerechtigkeit durch ſtille Revolutionen in der Staatsverfaſſung anerkannt und die übrigen Regierungen, die ihm ſo gern zum Beiſpiel nahmen, das Beiſpiel gegeben hätte! Wie hätte er uns von vielem Schwindel und Elend errettet, wie hätte er uns von dem abſcheulichen Wohlgefallen, das ſo viele Zeitgenoſſen Jahre lang an den franzöſiſchen Raſereien hatten, erlöſen und durch ein höheres, menſchlicheres Streben uns zu der Kraft ſtählen können, wodurch wir Anläu-

sen hätten widerstehen können, die uns jetzt umgerannt haben!

Aber für solche menschlichere Freiheit; für solche Volkslehre, für solches teutsche Leben hat Friedrich nie eine Stunde gedacht noch gearbeitet. Er stand doch da, ein großes Zeichen der nichtigen Zeit, wie ein unseliger und von Gott verlassener Geist in der kalten Einsamkeit seines Gedankens. Er bildete sich ein, größer und besser zu seyn als seine Zeitgenossen und sie verachten zu dürfen, weil er den göttlichen Trieb nie in voller Lebendigkeit fühlte, ihr Führer zum Licht und zur Gerechtigkeit zu seyn. Wie konnte er das, er bei aller seiner Größe ein Franzosenaffe, der sich oft von den elendesten Wichtelden gängeln und necken ließ, er dessen tiefe Hoheit ihnen fremd blieb und hinter dem Rücken ihr Gespött ward, und der von seinem eigenen Volke nichts wissen wollte? Denn verflucht ist der, welcher von seinem Volke lässet, und elendig geräth das Werk des Mannes, der keine Liebe hat. Was die Franzosen, diese herzlosen, seelenarmen, knechtischen und wixelnden Gesellen Aufklärung und Freiheit nannten, das wollte er seinem Volke auch geben, damit wollte er das schwere und rohe Berlin verquecksilbern,

die teutsche Finsterniß erleuchten, daß sie über Gott und Unsterblichkeit und über alles was in Sitten Heiliges und Achtbares ist spötteln und hohnlächeln lernten, daß jeder heilige Wahn und jeder unergründliche Glaube zum Aberglauben gestämpelt und das ganze Leben zu einem leeren und platten und todten Nichts gedeutet würde. Das däuchte jenem Zeitalter Erlösung; es war die Lossprechung von aller Tugend und die freche Vergötterung der nichtigsten Verruchtheit. Aus solchem Lichte und Glücke der Aufklärung und Befreiung sollten tapfere Helden und herrliche Männer kommen. Nichts kam daraus als Aufgeblasenheit, Elend und Schande. Die Männer, welche Friedrich groß machen halfen, waren aus einer bessern Zeit; er hat keine große Feldherren und Staatsmänner hinterlassen. So straft sich die verlassene Tugend und jene despotische Ungeduld, die keine freie und lebendige wirkende Kräfte neben sich dulden: die um den kalten und verachtenden Königsstolz wirken sollen, werden Stöcke und Steine, sie haben das Medusenhaupt gesehen; oder auch die zu geistige Gewalt frißt wie ein feuerspeiender Vulkan alles auf, was in ihren Strudel fällt, und verwandelt es in Asche. Hinter Despoten

und Tyrannen treten immer Schwächlinge und Dummköpfe ein. Karl der Fünfte, Gustav Adolf, Alexander konnten große Menschen hinterlassen, kein solcher Alleinherrscher, als Friedrich der Zweite seyn wollte.

Man hat Friedrichs Einfluß auf teutsche Kunst und Wissenschaft wohlthätig genannt. Diesen Irrthum haben die jüngsten funfzehn Jahre widerlegt. Was an keine unmittelbare Offenbarung Gottes und des Herzens glaubt, was nicht von Liebe und Sehnsucht zu dem Unendlichen und Ueberschwänglichen brennt, ja was alles Streben darnach als Wahn und Aberglauben verlachen lehrt, das zerstöhrt auch die Keime, woraus die hohen Schöpfer und Stifter in Kunst und Wissenschaft hervorgehen. Wie? dieser König hatte das gekannt, der alles Teutsche verachtete, der mitten in Berlin eine französische Akademie stiftete, und durch die Gnaden und Ehren, die er zum Theil elendigen und flachen Ausländern erwies, offenbarte, daß die Verdienste der Teutschen ihm unbekannt waren? Es war selbst in der Idee seines Staates und in der ganzen getriebenen und gespannten Art desselben etwas so Freudenloses und Unteutsches, daß den meisten teutschen Städten und Landen vor dem Gedanken

grauete, unter den preußischen Adler zu kommen. Gewiß, bei dem Ruhm, den der große Mann sich erfochten, bei den außerordentlichen Eigenschaften und herrlichen Tugenden, welche er offenbart und wodurch er die Welt für sich gefangen hatte, er hätte in Teutschland weit um sich greifen, er hätte vielleicht die ganze alte brüchtichte Verfassung umstürzen und eine neue, festere bauen können, wenn er in dem Sinn und der Liebe des teutschen Volks gestanden hätte, wenn er ein ächter teutscher Mann und König gewesen wäre. Aber so war auch er nur bestimmt als ein wunderbares Meteor aufzuleuchten und keine Fruchtbarkeit und Lieblichkeit hinter sich zu lassen. Weil er alles nur despotisch würdigte und behandelte, weil der Mensch als Mensch, die Welt als Leben Gottes ihm nichts war, weil er die lebendigen Kräfte nur als todtes Räderwerk zusammensetzte und stellte, so ließ er den hohlen klapperuden Tod hinter sich; so groß war der König gewesen, daß die Meinung viel höher stand, als die That.

Auf Teutschland selbst wirkte der König nur verderblich. Alte Gewohnheit und der heilige Wahn von Kaiser und Reich, das Einzige, was die sonderbare teutsche Ver-

faſſung noch zuſammenhalten konnte, hatte ſelbſt nach dem weſtfäliſchen Frieden die meiſten Fürſten wieder zu Oeſtreich hingezogen; Oeſtreichs Größe war nicht allein wegen der Kaiſerwürde, ſondern wegen der Verhältniſſe des übrigen Europa auch Teutſchlands Größe und Sicherheit. Alle einzelne zu ſchwach, einem kühnen Angreifer und Eroberer widerſtehen zu können, fanden in Oeſtreichs Macht den Stützpunkt und Vereinigungspunkt, und ſolange das Reich und ſo mächtige Kaiſer nicht zweiſpältig waren, durfte kein Fremder daran denken, Teutſchlands Gränzen ſchmälern zu wollen. Dieſes Land, das einzige wirkliche, welches die mancherlei Staaten zuſammenknüpfte, zerriß Friederichs hoher Geiſt und wußte kein neues zu knüpfen, wodurch das zerriſſene erſetzt wurde. Seines Großvaters und Vaters Heere hatten noch für Oeſtreich geſtritten, er eroberte von Oeſtreich Länder, zog einen Theil der Fürſten zu ſich, und ſtellte durch die Art und die Verhandlungen ein Beiſpiel auf, was gegen das teutſche Oberhaupt, alſo auch gegen die teutſche Verfaſſung und Freiheit erlaubt ſei. Nun wollte das neu geſchaffene Preußen eben ſo unabhängig, eben ſo mächtig und glänzend da ſtehen, als das alte Oeſtreich; nun

hieß teutsche Freiheit, teutsche Verfassung verletzen, was dem König schadete oder was Oestreich vergrößerte, denn auch das ward nun Preußens Schaden. Die unheilbare Zwietracht, die traurige Nebenbuhlerei war ackommen und die Edlen und Weisen des Volks konnten bei dem ersten großen Sturm der Auflösung warten. Der Haß und die Eifersucht der beiden großen Staaten ging auch auf die kleinen über; daher Gleichgültigkeit, Widerwille, Aufsässigkeit und Entzweiung in allen teutschen Gränzen. Solche Gesinnung aussäen und verewigen nannte sie Bollwerke der teutschen Freiheit aufführen und das Vaterland gegen Despotismus sichern. Aus dieser zarten Sorge für Teutschlands Freiheit hinderte Friederich die Vereinigung Baierns mit Oestreich und seinen Austausch gegen die Niederlande, wodurch Oestreich in ganz Süd-teutschland bis zum Rhein gewaltig geworden wäre; deswegen stiftete er ein Jahr vor seinem Tode den Fürstenbund, der bald nach ihm sanft wieder entschlief.

Doch über das Unteutsche des Königs kein zu hartes Wort; die meisten Teutschen waren unteutsch geworden, wenn nicht in der Gesinnung doch in der Bildung und Ansicht, wodurch zuletzt auch die Gesinnung verkehrt

wird; die französische Wuth hatte alles ergriffen, und auch die, welche das Verderben und die Nichtigkeit derselben zu erkennen meinten, waren doch durch den Sinn der Menge angesteckt; denn wer mag außerhalb seinen Zeitgenossen stehen? Das Französische und die Herrschaft der französischen Sprache beginnt nicht lange nach Luther und hat von dem siebenzehnten Jahrhundert geherrscht bis auf diesen Tag; jetzt aber, da die Franzosen die Welt mit den Waffen zu bezwingen meinen, geht sie zu Ende, und auch die Herrschaft durch die Waffen wird bald zerbrochen werden; denn nun erst haben die tüchtigeren und edleren Teutschen erkannt was es ist: die Menge wandelt zwar noch im alten Wahne fort, aber diese wird durch Tyrannei und durch Haß, welchen Tyrannei gebiehrt, befreit werden. Was Luther gehofft und gemeint hatte, ward durch die Reformation nicht, kein Zeitalter frischer Begeisterung sollte werden, sondern ein Zeitalter kalter Nüchternheit. Seine Ideen von der wunderbaren Kraft der Gottheit, die in den Menschen überfließt, von der Gewalt des Geistes über die Natur und über die Sünde, von der Rechtfertigung und dem Glauben zog ein krittelndes und wortklaubendes Geschlecht wieder in den Staub

hinab und machte sie zu priesterlichen Versteinerungen, die sie bis heute geblieben sind: Luther glaubte, und das glaubt jeder Lebendige, der mit edlem Muthe frisch fortschreitet, es beginne eine neue Zeit. Das war gewissermaßen wahr, aber die neue Zeit konnte sein hohes Gemüth nicht aufnehmen, sondern sie füllte den Raum, den er ihr gemacht, mit ihrem kleinen Was er gearbeitet, gedacht und in Gottbegeisterung ausgeführt, das hing an einem langen Seile, dessen eines Ende die Vergangenheit, das andere die ferne Zukunft berührte; die nächsten Jahrhunderte konnten nicht sehen was das Seil trug, denn sie waren in dem Albernen erblindet. Das ward die Richtung von drei Jahrhunderten, daß, was bisher ungetrennt im Glauben und Gemüthe beisammen gewesen war, nun zerlegt, untersucht, begriffen und verständigt werden sollte. Aber es ging diesen Geschlechtern, wie es immer geht, wenn man zu übermüthig wird; nicht allein das Kleine und Aeußerliche, was unter den glaubenden Verstand gestellt werden mag, auch das Große und Innerliche zogen sie unter den vermittelnden Begriff, und wann es seinem Maaße zu groß war, so zerstückelten und verkleinerten sie es, daß es hineinpaßte, oder sie verwarfen es als etwas

Nichtiges und Albernes. So geſchah es, daß die Narrheit dieſer Menſchen ihr Götze ward, Gott aber und die Natur und der Glaube und jedes überſchwängliche und unausſprechliche Leben ward in ein kaltes und ödes Nichts verwandelt.

Das war es eigentlich: Luther hatte gehofft, das Reich der Vernunft, der Begeiſterung, der Vergöttlichung des Chriſtenthums durch die höchſte Idee, d. h. durch den Glauben, könne mit ihm ſchon beginnen. Er, wie alle wirklich groſſen und edlen Menſchen, hoffte mehr von ſeinem Geſchlecht, als es ertrug. Seine Höhe war ihnen zu hoch, ſie ward noch Jahrhunderte wieder in Nebel gehüllt, damit ſie die kleinen Vorarbeiten thun könnten. Das war die Aufgabe, die er, nicht bewußt, ſondern Gott begeiſtert löſen wollte, das äuſſerlich gewordene Chriſtenthum zu einem innerlichen zu machen, das von den heiligen und reinen Seelen bis dahin kindlich vernommene und angenommene zu einem ſtolzen Bewußtſeyn der Vernunft zu bringen, wo Wiſſen und Glauben zuſammengehen, wo der Geiſt und die Seele, der Gott und der Menſch in der höchſten Liebe nur Eins ſind, wo die Sehnſucht gelöſt iſt, wo die Wunder

aufhören, weil das ganze begeisterte Leben ein unaufhörliches Wunder ist. Daß dieses Leben höchster Vernunft, dieser durch die Menschheit freudig hinwandelnde Gott von allen vernommen und mit unverlierbarer Gewißheit bewahrt werden könnte, dazu mußte erst der Verstand seine traurigen und verwirrenden Proben machen; er, der Probierer dessen, was draußen gilt, was die äußeren Sinne vernehmen und wodurch die äußeren Dinge verstanden und verwaltet werden, mußte sein kleines Maaß auch an die innerlichen und himmlischen Dinge legen, er mußte die Kunst seiner Eitelkeit und seines Uebermuthes so oft und von so verschiedenen Seiten wiederholen, daß die Menschen endlich enttäuscht wurden und lernten, daß es ohne Glauben nichts giebt, daß alles Leben von Anfang an nur auf Glauben und Liebe ruhet, daß wir nicht wissen weder woher wir kommen noch wohin wir gehen, wenn wir das wegwerfen, wornach alle heilige, tapfere und heldenmüthige Menschen von jeher muthiger und sicherer gelebt haben, als wir mit unserer kahlen Klügelei, wobei nichts übrig bleibt und wir selbst endlich nichtswürdige Gespenster werden. Die Richtigkeit des Verstandes, der Vernunft, seyn

will, sollte in der Theologie, der Philoso-phie, der Politik, kurz in allen höchsten menschlichen Dingen bis zur klarsten Albernheit erwiesen werden. Ist dies vollbracht, dann tritt der alte Luther wieder ein, dann beginnt wahrhaftig die große Reformation, dann versteinert sich das Wort und die Formel nicht mehr, sondern das Wort ist Gedanke, und die Formel ist Leben, und der Mensch wandelt göttlich und befreiet auf Erden und vermischet nicht mehr das Reich des Verstandes und der Vernunft: diese soll im Himmel herrschen und in der Idee die ihr Himmel ist; auf Erden und in irdischen Verhältnissen mag jener unter ihrer Aufsicht sein kluges Polizeiregiment verwalten.

Damit wir die Geschichte verstehen, und uns nicht wundern, wie unsere Väter und wir selbst uns so bethören lassen konnten, habe ich dies als Erklärung vorausgeschickt; auch, damit wir lernen, daß das Sinken und Steigen der Völker, ihr Stillstand und ihre Bewegung nicht so äußerlich ist, als es oft scheint, nicht an einer neu entdeckten Handelsstraße oder an ein paar gewonnenen oder verlornen Schlachten hängt, sondern daß es allein der Geist ist, welcher lebendig

macht, das tiefer waltende Schicksal, die geheimste Entwickelung der Zeiten, welche durch die Weltgeschichte wandelt. Zu dieser Kabalisterei und Sophisterei des Verstandes, die nun gemacht werden sollte, waren die Franzosen von allen Europäern die geschicktesten. Deswegen wurden sie im siebenzehnten, und achtzehnten Jahrhundert die Ersten; sie scheinen es noch zu sein, aber ihr Untergang ist nahe, und wann andere Völker mit der neuen Zeit emporstreben, werden sie so tief im Staube kriechen, daß unsere Nachkommen über ihre Aermlichkeit und Elendigkeit Thränen weinen können. Nicht die Feinheit und Zierlichkeit ihrer Sitten, nicht die Glätte und Schlüpfrigkeit ihrer Sprache, nicht irgend etwas Verscheinendes in ihrer Kunst und ihrem Wissen täuschte die andern Völker und bildete ihnen alles Französische herrlicher ein, als das Ihrige, sondern das große Wirkliche zog sie zu ihnen: die Franzosen hatten sich des Organs der damaligen Weltbildung bemeistert und bei ihnen alles nach diesem Organ gebildet; wo aber das ist, dahin muß immer die große Völkerfluth rollen. Das Logische, das Dialektische, das Mathematische, was sich berechnen läßt, kurz

der Verstand und die Bearbeitung der äußern Dinge hat den Franzosen von jeher angehört; das Innerliche haben sie von jeher auch durch die Instrumente des Aeußerlichen erklären und behandeln wollen. Sie waren gemacht für die Zeit, die damals beginnen sollte, und diejenigen Völker, die bei größerer Tiefe doch wenigstens ein mehr wägendes und kühles Gemüth mit ihnen gemein haben. Diese wurden auch von ihnen und dem ihnen verschwistertem Geiste des Zeitalters am meisten gefaßt. Alle Weltbewegung entwich mehr nach Norden, Südeuropa schlief ein: es wird gewiß fürchterlich erwachen, wann das seelenvolle und gemüthvolle Zeitalter das logische und dialektische ablöset.

Das Genaue, Bestimmte und Helle hat allerdings einen hohen Werth, aber es kann nie den höchsten haben noch den Mangel höherer Gaben ersetzen. Ernst, Tiefsinn, Glaube, Schwärmerei — das sind die tiefen Brunnen des menschlichen Gemüthes, woraus in Wissenschaft, Kunst, Heldenthum alles Ueberschwängliche und Göttliche geschöpft wird. Wo diese fehlen, da kann viel Glattes, Zierliches, Bewegliches seyn, aber die Einfalt, der Stolz, die Ruhe, welche auf Götterwerk und Götterthat liegt,

wird dort immer erſcheinen; das Leichte, das Spielende, das Leichtfertige, alles was auf der Oberfläche leicht beweglich tändelt und ſchimmert, mögen die wohl erſchaffen und darſtellen, die mit dem Aeußeren und Oberflächlichen ſpielen; aber wann ſie das Höhere und Tiefere darſtellen wollen, wird ihre Armuth erſcheinen. Blank und unruhig und leichtfertig war das franzöſiſche Volk von jehher, ein Volk wie ein Vorgemach voll zuſammengebrachter und zierlich geputzter Diener vornehmer Herren. Auch iſt ihre Kunſt und ihre Geſchichte eine blanke und dienerliche, und nichts weiter: die Einfalt und Majeſtät hohen Lebens und Strebens und die ſtille Stätigkeit der Freiheit hat ihnen je und je gefehlt. Noch war ihr thöriges und ſchimmerndes Affenſpiel mehr unſchuldig, die Lüge und Eitelkeit, die darin lag, war noch nicht ins Bewußtſeyn getreten, ſie waren auch nicht eitel geworden auf das Eitle. Da kam die fünfundfunzigjährige Regierung Ludwigs des Vierzehnten und machte das Loſe feſt und das Leichtfertige ſündlich. Die Franzoſen nennen ſein Zeitalter ihr auguſtiſches und goldenes Zeitalter; die Narren wiſſen nicht, was ſie thun: kein König hat ihnen mehr

geſchadet und ſie von Grunde aus verderben; er hat durch den Glanz, den er auf die Nichtigkeit, durch den Schimmer, den er auf das Laſter warf, eine Verſteinerung beide des Elendigen und Böſen hervorgebracht, wovon ſie ſich nicht mehr erlöſen können. Sie haben ſeit dem Jahre 1715 nichts gethan, als daß ſie die Ausrufer jener Zeit geweſen, und wie ſie ſich ſeit zwanzig Jahren auch anders gebärden wollen, ihr Streben geht nur immer dahin, den Jahren 1670 und 1690 wieder ähnlich zu werden; ſelbſt der gewaltige und fürchterliche Deſpot, der ihnen heute mit eiſernem Scepter gebietet, mögte mit ſeiner Art unter den Franzoſen, mit ſeiner Hofhaltung und ſeinem Gepränge wieder zu dem großen Ludwig zurück, entweder weil die Gewalt franzöſiſcher Eitelkeit ſtärker als der Stärkſte iſt, oder weil etwas Anderes den Deſpoten leiſe erinnert, daß ſie ſo am leichteſten als Sklaven gegängelt werden. Seit Ludwigs Zeit iſt Tod und Erſtarrung in ihrem Weſen und Leben, und Tod wird es bleiben und Tod wird es werden. Denn wer einmal ſagt und glaubt: ich habe das Höchſte erlangt, der geht von dieſem Augenblick wieder zu dem Kleinen zurück.

Früher habe ich gesagt, die französische Geschichte sei eine Hof- und Hauptstadtsgeschichte, eben habe ich gesagt, das französische Volk sei ein blankes und dienerliches Volk. Das läßt sich nachweisen. Von dem vierzehnten Jahrhundert an dreht die ganze französische Geschichte sich um die Kabalen des Hofes und die Unruhen der Hauptstadt. Was man Bewegungen für die Gerechtigkeit, was man Kämpfe für das Volksglück genannt hat beginnt immer mit den Hof und mit der Hauptstadt und endet damit; wohllüstige und herrschsüchtige Weiber, ehrgeizige Prinzen und Magnaten, unruhige Köpfe, die für sich etwas gewinnen wollten, schoben freilich höhere Dinge und Namen vor, damit sie ihre kleinen Zwecke und Triebe verhüllten; aber klein wie der Ursprung war immer das Ende. So waren im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts die Händel unter dem schwachen Karl dem Sechsten, so die blutigen Verwirrungen der Religionskriege, so unter Mazarin die zu lange Posse der Fronde. Als Ludwig der Vierzehnte König ward, hatten die beiden Kardinäle Richelieu und Mazarin den letzten Geist des Stolzes und Wi-

derſtandes bei den Prinzen und dem hohen Adel unterdrückt, Frankreich diente hinfort ſeinen Königen mit einem zitternden Gehorſam; glücklich, wenn dieſe Könige ihn nie gemisbraucht hätten. Seit dieſer Zeit lag die ganze franzöſiſche Herrlichkeit, Bildung und Gewalt ganz in dem Hofe und in der Stadt Paris, und man zitterte, zu thun was dieſen nicht gefiel, zu billigen und zu lieben was von dieſen nicht ausging. Es war nun alles verkümmert, befangen und vermanierirt; und Europa konnte meinen, was die verdorbenſte Stadt, was Gelehrte und Künſtler, die nur auf den Leimruthen des Hofes zwitſcherten, was die ſogenannte ſchöne Welt, die in Laſtern verſunken war, erzeugten und erfanden, das, aus keiner Tugend, keinem Stolz und keiner Begeiſterung gebohren, könne tugendlich, edel, vortreflich ſeyn? Wie mag ein bitteres Holz ſüße Früchte tragen, und wie mögen Feigen wachſen auf den Dornen?

Wenn man König Ludwigs Hofhaltung, wenn man ſeine Familiengeſchichten, wenn man die Knechtſchaft der Männer und die Ausgelaſſenheit der Weiber, wenn man alle Ränke und Kabalen nicht kennt, wodurch Kebsweiber, Beiſchläferinnen, Verſchwe-

ſtern, Miniſter, Beichtväter, ja Schauſpieler und Poeten unter dieſem Könige mitſpielten, ſo kann man auch die franzöſiſchen Sitten und Moden und Sprache und Kunſt nicht beurtheilen noch den Einfluß würdigen, den ſie auf das übrige Europa behauptet haben. Die kleinſte und erbärmlichſte Geſinnung war in jenem eitlen Könige, der ſich von ſeiner Zeit vergöttern ließ; ſo klein war der König, daß er auch das, was die gutmüthige Welt großen Königen gern als eine Entſchädigung für raſtloſe Arbeiten erlaubt hat, verhüllte: der wohllüſtige Ludwig bedeckte ſeine Lüſte und Ausſchweifungen mit dem Lügenmantel des Wohlſtandes, er war ein Heuchler; der ſich gegen die Sitten alles erlaubte, wollte doch ein Sittenſpiegel, ja ein Sittenrichter ſcheinen, der luſtige und leichtfertige Muthwille ſeines Volks mußte ehrbar und fromm thun. Dieſes Unglück ging in die Sprache und alſo in das ganze Volk über, nun ward ſelbſt die Eitelkeit eitel auf ſich, die Peſt war ins Blut getreten, die Sünde war ſich ihrer bewußt worden, und die Sündlichkeit war vollendet. Dies Uebel wuchs immer fort, je älter der König ward und jemehr die alte Betſchweſter, ſonſt

Buhlschweſter, Maintenon und die Jeſuiten ſich ſein bemeiſterten und ihn zu den Dragonaden gegen die unſchuldigen Hugonotten, zu königlichen Edikten und päbſtlichen Bullen gegen die Janſeniſten und zu andern Pfaffenſtreichen verleiteten, welche Zunder der Zwietracht unter das Volk warfen und die Frömmelei und das Laſter, die ſich verſöhnend Tugend heißen wollten, in dem wunderlichſten Kontraſte zeigten. Ludwig war Auguſtus und Tiberius geweſen, ſein genialiſcher Nachfolger der Regent Philipp von Orleans ward Nero und zeigte das Laſter, das heuchleriſch im Dunkeln gekrochen war, am hellen Sonnenlichte; die Unverſchämtheit und Frechheit ſeiner Jahre wird nur durch die Heuchelei und Lüge der Ludwigſchen erklärlich. Wie Ludwig der Funfzehnte, des großen Ludwigs Urenkel, während einer Regierung, die über ein halbes Jahrhundert währte, dieſe beiden noch übertroffen und ſeine Sünden durch keine einzige Tugend wieder gut gemacht hat, das liegt in den jungen und jüngſten Geſchichten vor aller Augen aufgedeckt. Auch das iſt ein Ruhm unſerer teutſchen Geſchichte und ein Lob unſerer Fürſtengeſchlechter, daß wir ſolche Hof- und Staatsbege-

benheiten nicht zu erzählen haben: so tief hat die teutsche Ehrbarkeit, Zucht und Freiheit nie sinken können und wird sie mit Gottes Hülfe nie sinken.

Dieser Lügenanstand, wodurch das Laster den Schein der Tugend gewinnen sollte, und alle die kleinen Dienstbarkeiten und Aufmerksamkeiten, alles das leise Flüstern, das Accentlose und Bedeutungslose, was nothwendig sein muß, wo die zitternden Diener auf den Wink des Gebieters lauschen, alle die vielfachen Verhüllungen und Verbrämungen überhaupt, welche in der feineren und verderbenen Welt herrschen müssen, waren in die Sprache übergegangen, ja sie waren die Sprache selbst geworden. Daher ihr Reichthum in allem, was gesellschaftliches Geplapper und Gezischel erzeugt, und in allen Wendungen und Schatirungen, wodurch Lug und Trug bedeckt und Schande und Unehrbarkeit unter leichten Hüllen versteckt werden; daher das Vorherrschende des Weiblichen und Weibischen in ihr, weil die Weiber, durch die französischen Sitten und das Leben des Hofes und der Hauptstadt aus ihrer Stille in das Verderben und den Misbrauch ihrer Bestimmung gerissen, nicht allein den

Wohllüſten dienten, ſondern auch in politiſchen und wiſſenſchaftlichen Dingen mit entſchieden, die doch allein dem Mann gehören ſollten. Dieſes Weiberweſen in Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft iſt auch nicht allein in Frankreich geblieben, ſondern hat bei den andern Völkern eben ſo verderblich gewirkt zur Verkehrung der natürlichen Geſchäfte und Verhältniſſe und zu geſelligen Anmaßungen, die das Männliche weibiſch und das Einfältige empfindſam gemacht haben. Das nannte dieſe nüchterne Zeit ihre Ritterlichkeit. Alles dieſes zuſammen, was von dem Hofe und ſeiner Dienſtbarkeit, von dem Laſter und ſeiner Lügenzierlichkeit, von der Wohlluſt der Weiber und ihrer Ziererei ausging, floß nun mit der urſprünglichen franzöſiſchen Oberflächlichkeit, Flatterhaftigkeit und Kleinlichkeit zuſammen und bildete die Sprache und Kunſt des Ludwigſchen Zeitalters. Als die Verruchtheit der Sitten ſich ſchaamlos enthüllt hatte, da ſchämte ſich auch das Wort und die Schrift nicht mehr. Dieſe Schande der franzöſiſchen Litteratur, die von den Zeitgenoſſen Glanz genannt ward und worin die größten Männer, z. B. ein Friedrich der Zweite, die Wohlluſt ihrer ledigen Stunden fanden, beginnt recht

eigentlich mit Voltaire und läuft in die Narrheiten und Gräuel der französischen Revolution mit hinein.

Was schlechten Königen gefallen hatte, was eitle und wohllüstige Weiber und hinterlistige Pfaffen und schmeichelnde Hofschranzen und den Hof nachäffende Pariser Weichlinge als das Lieblichste, Vollkommenste und Schönste gestämpelt hatten, das singen jetzt die Dichter und Redner auf, ja selbst diejenigen, welche sich Theologen und Philosophen nannten. Die faunische und irdische Natur der Franzosen und ihre Glattheit und Gemeinheit offenbarte sich darin am meisten, daß sie nur witzig gewesen sind, um Scenen der Wohllust zu machen, und geistreich, um zu beweisen, daß kein Gott, keine Unsterblichkeit, keine Begeisterung ist, daß alles, was sich nicht logisch zeigen und beweisen läßt, Mährchen und Fabel und Wahn und Aberglaube ist: kurz, daß ihre Größe die war, darzuthun, daß die Tugend ein Nichts, die Welt ein todtes erstarrtes Ding, eine Maschine, der Mensch selbst ein abscheuliches Mittelding von Geist und Thier, das Laster so weit erlaubt ist, als es zum Genuß nicht unfähig macht. Dies war die große Lehre,

dies nannte die Zeit ihre Aufklärung, ihre Befreiung vom Aberglauben und Prieſterjoche, die Wiedergeburt einer neuen Zeit. Menſchlichkeit, Verſtand, Vernunft, Moral, und welche heilige und unheilige Namen man noch mehr aufrief, ſollten künftig für Wahrheit und Weiſe regieren; alles wollte der mündige Menſch ſetzen: was nach ihm kommen würde ſollte herrlich werden, nur was vor ihm geweſen war eitel Nichts und Betrug und Albernheit. Dieſes Geſchlecht, das auf keiner Vergangenheit ſtehen wollte, verdiente keine Zukunft zu haben, und wird auch nur als eine Scheußlichkeit in der Erinnerung bleiben. Dieſes Gefühl und dieſe Anſicht, die vom dem gotteslästerlichen Voltaire und den Encyklopädiſten ausging aber durch die Schanden Ludwigs des Vierzehnten geboren war, dieſes flache und gemeine Weſen ſteckte auch die erſten und beſten Franzoſen an. Unglaube und Verſpottung der Offenbarung war die allgemeine Peſt; ſie erſcheinen ſelbſt in dem tiefen Rouſſeau aus Genf, den man die Mitte eines Teutſchen und Franzoſen nennen möchte. Auch er begriff nicht, daß Gott ſich den Menſchen nur durch die Geſchichte offenbart hat, daß alles Wahn wird, wenn

man in den Sitten, den Religionen und Verfassungen der Menschen keinen Wahn ehren will; daß das Gegenwärtige überall nur einen Werth, eine Bedeutung, ja überhaupt ein Daseyn hat, in wie fern es auf dem Vergangenen gegründet steht, daß die Weisesten und Besten aller Zeiten, die Helden, die Stifter, die Gesetzgeber, die Gottesboten und Seher nur dadurch solche genannt worden sind, daß sie in der Reihe der Dinge blieben; daß aber ein Verwirrer und Verderber derjenige wird, der aus dieser Reihe gewaltsam herausspringen und alles neu, alles anders machen will, als das Frühere gewesen.

In dem Leichten und Leichtfertigen, in allem, was tändelt und hüpft und über die Oberfläche hingaukelt, haben die Franzosen immer eine gewisse Niedlichkeit und Beweglichkeit gehabt, welche Unerfahrne als etwas Idealisches täuschen könnte: einen Schein aller Scheine, eine Gestalt aller Gestalten, eine glänzende Gaukelei, die einem äffischen und gaukelrischen Volke natürlich ist und die in einem schlüpfrigen und gottvergessenen Zeitalter reizen und verführen mußte. Aber wo ihr Leben und ihre Kunst das Erste und Tiefste erfassen

und darſtellen und bilden will, da verläßt Gott ſie, weil ſie ihn verlaſſen haben; denn ſolches vollbringt kein Menſch ohne Gott und ohne einfältigen Glauben und reine Begeiſterung. In den Werken ihrer Sprache iſt das Gemeſſene, Tanzmeiſteriſche, Bewußte, was ſich immer ſelber hört: das kleine Geſchnatter und Geſchnarr ihres gewöhnlichen Lebens kann zu keinem tiefen Sumſen noch erhabenen Donnerklang der Rede werden, woraus die Geiſter und Götter wiederklingen. Auch in ihren Bildwerken lächelt uns die flache Zierlichkeit oder die lügneriſche Sündlichkeit, oder eine übertriebene Fratzerei der Leidenſchaftlichkeit an, welche die kleinlichen Empfindungen gern mit Gewalt wegarbeiten möchte. Das Ganze iſt ein pomphaftes, prangendes, eitles und ſchimmerndes Ding voll Aufgeblaſenheit, Lüge und Sünde, das ſich auf die logiſche Abgemeſſenheit, die nüchterne Zierlichkeit, den höfiſchen Paßgängerſchritt des Anſtandes und auf die Künſtlichkeit der Zuſammenfügung wieder viel einbildet und vor lauter Einbildung den leeren Tod nicht ſieht, der darin iſt.

Dieſes Franzoſenweſen führte nicht ſeiner Vortreflichkeit wegen an, ſondern wegen der

kalten, nüchternen abgelebten Zeit, welcher grade das französische logische Maaß, die französische seichte Besonnenheit und sündliche Bewußtheit, die französische kalte Armuth, die immer aufschreiet und aufspringet, um den Leuten einzubilden, daß sie so warm sei, als der glühende Grieche, Italiäner und Spanier, welcher ein äffisches blankes Leben ohne Freiheit und Tugend, eine Kunst ohne Begeisterung, eine Poesie ohne Fantasie, eine Sprache ohne Tiefe und Klang genügen konnten. Dahin war es gekommen durch die geheime Entwickelung der Zeit, welche alle tieferen Kräfte schlummern ließ, daß solche Armuth als Reichthum, solche Nüchternheit als Begeisterung geachtet ward; daß man die ewige Lüge dieser Affen, die selbst wo sie außer sich scheinen immer bewußt sind und ein rückspiegelndes Gaukelspiel treiben, für Wahrheit annahm; und daß alle Völker den eigenen Reichthum und die heimische Vortrefflichkeit entweder ganz vergessen oder doch falsch würdigten. Wo die Bildung der andern auch nicht grade in Einer Linie mit den Franzosen lief, da ward sie gehemmt und verwirrt und das Fremde zerschnitt und lähmte die herrlichsten eigenen

Kräfte. Doch iſt es zweifelhaft geblieben, ob dieſe Allgemeinheit des Franzoſenthums den Fremden oder ihnen ſelbſt verderblicher geworden iſt. Sie ſind dadurch offenbar in der Einbildung verſtockt, daß ihr Leben, ihre Sprache, ihre Kunſt die einzig vortreflichen ſeien oder geweſen ſeien: wer ſich was einbildet, ſchreitet nicht vor, ſondern geht zurück. Die Franzoſen ſind das einzige Volk in der Welt, die es dem Hahn nachmachen, den man an einer fremden Stelle aus dem Hühnerkorb ſchüttet; ſo wie dieſer ſogleich krähet, ſo krähet auch der Franzoſe, du magſt ihn zu Stockholm, zu Konſtantinopel, oder Peking ausſchütten, ohne Verlegenheit auf der Stelle ſein Franzöſiſch heraus und muthet dem Erſten Beſten, den er trifft zu, daß er ihm franzöſiſch antworte: nicht franzöſiſch verſtehen und ein Barbar ſeyn däucht dieſem eitlen Volke gleich. Wahrlich wir hätten eine andere Kunſt und Bildung, wenn uns dieſes kleinliche und armſelige Volk nicht behext hätte.

In dem teutſchen Vaterlande griff das Franzöſiſche wegen der Nachbarſchaft ſchnell genug um ſich, obgleich ſich die teutſche Ehrbarkeit und Treue und ſelbſt die teutſche

Sparsamkeit gegen das Unkeusche, Lügnerische und Quecksilbrige länger hätte wehren sollen. Seit dem dreißigjährigen Kriege war es fast ein Schimpf für die Kinder eines Fürsten oder Reichsgrafen nicht französisch zu verstehen; seit dem siebenjährigen Kriege mußte alles, was nicht ungebildet und roh gescholten werden wollte, französisch lesen und plappern. Und die Meister und Meisterinnen dieser Vortrefflichkeit, dieser feinen Bildung, wie man sie nannte, waren gewöhnlich der Ausschuß des französischen Volks: Windbeutel, Abentheurer, Schwindler, Tanzmeister, unglückliche oder verlorne Dirnen, daheim für nichts geachtet oder gar geschändet, kamen über den Rhein, die plumpen, biedern und dummen Allemannen ein wenig abzuglätten und aus dem Groben zu schnitzeln. Diese Thorheit verdarb unsere Sitten, unsere Sprache, unsere Redlichkeit, und den letzten Rest von teutschem Stolz, ja sie warf zuletzt eine unübersteigliche Scheidewand zwischen die Fürsten und Großen und das Volk. Daß man teutsch weder schreiben noch sprechen konnte, das schämte man sich nicht; daß man aber einen französischen Sprachschnitzer beging, das achtete man gleich einer Todsünde. In der vor-

nehmen Welt war schon lange alles Hofgeschnatter und gesellschaftliche Geplapper französisch, das Teutsche war zu plump, zu gemein, zu unwitzig; freilich für die Lüge und Schmeichelei und für die Bemäntelung des Lasters sehr unbrauchbar und unbequem. Was das für Fürsten und Männer werden mußten, die nun im Regiment und Rathsitzen und teutsche Menschen auf teutsch regieren und befehlen sollten? O wir haben die morschen Stöcke und fallenden Klötze gesehen! Wie kann ein Fürst und ein Mann groß und herrlich seyn, wie kann, was in der Tugend Unüberwindliches, in der Begeisterung Allmächtiges ist, diejenigen beseelen, welchen das erste Organ aller höheren Mittheilung fehlt? Die Sprache eines Volkes ist der hellste Spiegel seines Gemüthes und seines geistigen Lebens; wer sich der Sprache seines Volkes entfremdet, entfremdet sich seinem Volke selbst. Wie gut er es auch meine, nie versteht er dieses Volk recht, nie kann er es gewaltig führen und leiten, nie kann er es begeistern und erheben; und — was das Schlimmste ist — auch er wird von dem Volke nicht verstanden noch begeistert und erhoben. Was aber ein Mann als Held, als Künstler, als

Gesetzgeber, als Erfinder Großes thut, bildet, denket und erfindet — das alles kömmt ihm nur aus dem Volke. Da ist die Kraft, die Einfalt, die Majestät; in den Wurzeln und in dem kräftigen Stamm der Gemeinde lebt, was den Einzelnen als die Blüthe aller auf dem Wipfel des ganzen großen Volkes schimmern läßt. Die teutschen Fürsten und Baronen wurden freilich keine Franzosen, selbst der außerordentliche Friedrich ward es nicht; aber sie blieben auch keine Teutsche. Die nicht mit außerordentlicher Naturkraft geboren waren, wurden elende Mitteldinger, versteinerte Figuranten, seelenlose und nüchterne Hohlköpfe und klappernde Wetterhähne, die jeder Wind umdrehen konnte. In einer fremden Bildung erstarrten sie; die Liebe, die Freude, die Begeisterung, und der heilige Zorn, der in ihnen für die Ihrigen brennen sollte, wo blieben sie? Was ich nicht geliebt habe, dafür kann ich nicht zürnen und mich in Gefahr und Tod stürzen. Sie waren durch ihre Erziehung, durch ihre gewöhnliche Art des Lebens und der Hofhaltung schon neutralisirt; kam ihnen vollends eine fremde Schande unter französischer Gestalt oder gar mit französischer Leibhaftigkeit,

so widerfuhr ihnen nichts Neues; sie blieben nur in einer knechtischen und äffischen Dienstbarkeit, deren Sklaven sie von Kindauf gewesen, viele freueten sich vielleicht, daß die französische Liebenswürdigkeit, Feinheit und Gaukelei künftig auch bei ihnen ihren beständigen Wohnsitz aufschlagen werde; was das Volk fühlte und litt, wie das arme zertretene und geschändete Volk wehklagte und zürnte, davon hatten sie keine Ahndung: denn das größte Heiligthum, wofür ein Volk am längsten kämpft, die teutsche Sprache, war nie ihre Muttersprache gewesen. Die hatten sie nur angesehen als die Sprache der gemeinen Seelen und des Pöbels, mit welchen sie dieselbe reden mußten; die Besseren und Edleren wurden durch das Französische geehrt.

Ich habe dies nur aus dem höchsten Punkt angesehen. Wie viel es für die Sitten, für die Weltansicht und das Urtheil bedeutet hat, ist unbeschreiblich; denn jede Sprache bemeistert sich durch ihre Art und ihre Gesinnung endlich des Gemüthes, dem sie die gewöhnliche ist. Dies brachte Zwietracht in das teutsche Leben, Trennung zwischen die Großen und Kleinen, Entfremdung der Fürsten vom Volke, Vergessen

der alten teutschen Tugend, Strenge und Treue, und gab den immer schon gefährlichen und treulosen Nachbarn einen Eingang und ein Uebergewicht, die sie sonst nimmer gewonnen hätten. Und durch das Beispiel der Höheren wirkte jenes Unwesen wie eine schleichende Pest verderblich und zerstörend auf den Theil des Volkes, worin eigentlich das Beschützende und Erhaltende der Sitten und Weisen eines Volkes am meisten ruhet, auf den besseren Mittelstand und Bürgerstand. Auch da ward lose und locker, was sonst fest und spröd gewesen war; Leichtfertigkeit hieß nun Liebenswürdigkeit, Geschwätzigkeit, Zierlichkeit Tüchtigkeit, und es stand von Tage zu Tage schlimmer um die Treue und Einfalt und Redlichkeit, wodurch die alten Teutschen so gepriesen waren; auch war die Streitbarkeit und Tapferkeit und die freudige feurige Waffenlust nicht mehr bei dem Volke, wie in den Tagen der Väter. Denn die Fürsten hatten den Männern die Waffen entwendet und die Bürger zu diesen weichlichen Handwerkern erniedrigt und ihnen bloß die kleinlichen Künste des Gewinnes gelassen, und es waren alle männlichen Uebungen und die männliche Freiheit von Tage zu Tage seltener gewor-

den, und es war alles vergangen, was an den Stolz, den Reichthum und den Muth der verflossenen Jahrhunderte erinnern konnte. Die Herrscher aber verließen sich auf ihre stehenden Heere und sprachen: so lange wir diese haben, wer will uns antasten und schwächen? und sie bedachten nicht, daß nur der Thron und das Land fest stehen, welche muthige Herzen und gewaffnete Seelen stützen.

Auch die Schriftsteller und Gelehrten und Priester und Propheten im Volke gingen auf demselben Wege des Irrthums und der Verblendung. Zwar die meisten von ihnen läugneten, sie seien Franzosenfreunde und lieben das Französische, auch schimpften und spotteten sie viel über französische Albernheit und Gaukelei und Flatterhaftigkeit und setzten teutschen Ernst, teutschen Fleiß, teutsche Gründlichkeit gern dagegen; aber sehr viele thaten doch, wie die Franzosen thaten, und war ihre Art und ihr Leben fast dasselbe, und ihr Streben und ihre Richtung in Kunst und Wissenschaft dem französischen Unwesen fast ähnlich, und hatten auch bei ihnen seichte Oberflächlichkeit, leere Verrücktheit und öder Unglaube, die einfältige Frömmigkeit und den fröhlichen

Glauben der Väter vertilgt, und nahmen Liebe und Treue täglich ab und Hochmuth und Gleichgültigkeit nahmen zu. Und ihre Herzen wurden verstockt gegen Gott und gegen die Tugend ihrer Väter, daß sie nicht mehr unterscheiden konnten, was gut und was böse, was schön und was häßlich, was wahrhaftig und was falsch war, und däuchte ihnen ihr Machwerk alles gar schön und vollkommen und lachten über die Werke ihrer Väter, als die da kindisch und abgeschmackt seien; und sie steckten doch tief in der Lüge, denn die Einfalt und Schönheit und den Stolz ihrer Väter mogten sie nicht erreichen, und war leere Zierlichkeit und kalte Glätte das Höchste, wohin sie gelangten. Und das war ein Zeichen, wie schlimm es um sie bestellt war, daß ein wüster, faunischer und leerer Franzosenaffe ihnen leicht ein großer Mann und geistvoller Schriftsteller hieß. Und die auch gern teutsch sein wollten, fanden die freudige Sprache und den waidlichen und tapfern Sinn des Volkes und die fröhliche Freiheit nicht mehr, worin ein kühnes Künstlerleben und eine stolze Wissenschaft allein blühen kann. Doch ragten einige hervor aus allen, und einer so hoch, daß er in dieser kalten und kah-

len Zeit wie ein göttliches Wunder ſteht. Dies iſt Göthe der Dichter, nicht aus dieſer Zeit geboren, ſondern auf der einen Seite ein Bild der teutſchen Vergangenheit, auf der andern ein Bild ihrer Zukunft: Wann ſolche Zeichen kommen, dann iſt die Zukunft nicht fern; Klopſtock aber und Schiller und Herder, ſo verehrlich ſie ſind, ſtanden doch zuſehr mit in der kranken und ungeſunden Gegenwart und erinnern zu oft an das Eitle, Angeſpannte und Empfindſame derſelben. — Und es ward auch in Teutſchland der Unglaube allmächtig; und die Theologen lehrten, daß es keine Wunder gebe, und daß der Geiſt ein eitel begreifliches und gewöhnliches Ding ſei; und die Philoſophen ſtümperten und ſtückelten an einer todten und verſteinerten Natur, und beide erſchufen ärmliche Götzen für den hohen chriſtlichen Gott und für die Heiligung des Geiſtes und die Zuverſicht des Glaubens, und ſtellten elendige Stützen hin, woran die Menſchen ſich durch das erblindete und verarmte Leben ſo forthelfen ſollten; und meinten alle, die ſich weiſe dünkten, gleich dem franzöſiſchen Uebermuth, das Alte ſei nichts und müſſe auf das geſchwindeſte weggeräumt werden, und müſſe der mündige

und von Wahn und Aberglauben erlöste Mensch sich einen andern Gott und andern Staat bauen und sie anders einrichten und verwalten, als die Väter gethan hatten. Und sie verführten und bethörten so auch das Volk, daß es an nichts Heiliges und Göttliches mehr glaubte, und wuchs Hochmuth und Verruchtheit der Menschen immer mehr. Es war aber diese unselige Tollheit am unverschämtesten von dem Jahre 1780 bis 1795. Nachher sind viele anderes Sinnes geworden und haben erkannt, wie thöricht sie meinten; manche andere hat das Elend bekehrt und wird sie noch bekehren.

Wann nun die Welt so steht, wann Laster der Tugend, Verruchtheit dem Glauben, Aufgeklärtheit der Tüchtigkeit, Neuerungswuth der Liebe des Alten gleich geachtet wird, dann ist die Zeit der Heimsuchung nahe, das Geschlecht brütet sein eigenes Verderben aus: eine Geissel Gottes, ein Weltgericht, eine Sündfluth, ein Tyrann, den sie als das Ebenbild des Teufels verfluchen — solches erscheint, sie zu strafen. Dann, zu früh schreien sie zu dem Himmel; er höret sie nicht, und kann sie nicht hören. Sie müssen abbüßen, was sie verschuldet, und

die Ungebundenheit und der Ungehorsam und Unglaube gegen Gott und Sitte muß in Blut vertilgt werden. Ueber Gute und Böse, über Schuldige und Unschuldige ergehet dann Ein Gericht, damit alle inne werden daß es einen vergeltenden Gott und eine wahre Geschichte giebt, daß Menschenwahn und Menschengedanken wie Spreu im Winde zerstieben, und daß nichts bleibt als was Einfalt und Treue geboren haben. Sie aber sonneten sich an ihrer Thorheit und Nichtigkeit, und achten über den Glauben und die Werke ihrer Väter, und meinten, wie gebildet, aufgeklärt, und herrlich sie seien und wie bald das güldene Zeitalter der Freiheit und Glückseligkeit anbrechen werde, und ahndeten nicht, daß sie mit Lügengespinnsten umsponnen waren und daß der Teufel sie zu verderben mit Blut und Mord und Schrecken im Hinterhalt laure. Einige Gute aber straferen und warneten sie ihrer eitlen Hoffnungen, und weissagten, daß die Frucht faul sein werde wie die Blüthe; aber sie glaubten ihnen nicht. Daß aber was Neues bevorstehe, ahndeten alle, und hatte sich schon in vielen Vorspielen und Zeichen offenbaret.

Diese Strafe mußte eine politische sein,

eine glänzende Erscheinung, den lügenhaften Herzen und Gedanken dieser Menschen gleich, mußte erst alle locken und bethören, sie mußten sich noch einige Jahre in ihrem bösen Wahn spiegeln und daran ergötzen; dann aber mußte das Trugbild sich in eine Furie verkehren, die Pforten der Hölle aufthun, und Wahnsinn, Verrath, Wuth und Mord auslassen auf die Welt, damit alle endlich ihrer Narrheit und Sündlichkeit inne würden. Weil die Franzosen die Führer und die Verführer gewesen waren in den beiden letzten Jahrhunderten, so gebührte ihnen der Anfang: in Paris, woher diesem Geschlecht alles Heil zu kommen gedäucht hatte, mußte das glänzende Meteor aufgehen. Die wilden und überfliegenden Gedanken dieser Menschen waren schon seit mehr als zwanzig Jahren auf das Politische gerichtet; je mürber ihre Kraft, je loser ihre Gesinnungen, je dünner ihre Tugenden wurden, desto mehr misfiel ihnen ihr alter Zustand; wie der alte Gott und der alte Glaube ihnen kindisch däuchten, so fanden sie auch selbst die löblichen Ordnungen, die ihre Väter gestiftet, albern und abgeschmackt: Misbräuche und weise Satzungen alles sollte zugleich weg, aus reinem Verstande, aus rein-

ster Vernunft sollten Ideale von Verfassungen hingestellt werden, dergleichen die frühern Alter nicht gesehen hatten. Sie vergaßen in diesen erhabenen Träumen ganz, daß sie Menschen waren, und was für Menschen? und wie ungebundene Menschen! und meinten sich doch bloß durch geistige Zügel lenken lassen zu können. Der nordamerikanische Freiheitskampf von 1774 bis 1783 mit Großbrittannien offenbarte die Gedanken und Wünsche der Menschen und ward ein Wetzstein, woran die politischen Ideen sich rieben. Damals hätten die Kaiser und Könige an der Art, wie die Menschen jene Händel ansahen und beurtheilten ahnden können, was auch Europa bald bevorstehen werde. Noch ehe diese geendigt waren, wollte Kaiser Joseph plötzlich alles Alte neu machen und verfuhr dabei so, wie nur die wildesten Demagogen hätten verfahren können. In den vereinigten Niederlanden, in den österreichischen, in Lüttich, in Aachen und an andern Orten waren in diesen Jahren Bewegungen und Aufwallungen für die Freiheit, wie die Leute sie nannten, welche aus dem Urtheil und der Ansicht des Zeitalters hergeleitet, begründet und entschuldigt wurden und in die heißen Köpfe immer mehr Feuer brach-

ten. Endlich eröffnete Frankreich das große Schauspiel und zog alle übrigen Funken in seine gewaltigen Flammen.

Gedichte.

Lebensmuth. 1801.

Tummle dich, mein junges Leben,
Vorwärts gleich dem raſchen Renner!
Mußt nicht vor dem Staube beben
In dem heißen Kampf der Männer;
Mußt nicht vor den Stürmen zittern,
Die die Starken niederſchmeißen,
Eichen aus dem Felſen ſplittern
Und die Felſen ſelbſt zerreißen.

Friſch hinein! wo tauſend fallen,
Mögen zehnmaltauſend ſtehen.
Siegeslieder luſtig ſchallen,
Wo ſich Gräber ſchwarz erhöhen.
Die zu Bergen klimmen, brechen
Leicht die himmelkühnen Häupter;
Wohnt der Menſch auf grünen Flächen,
In der Fluth der Ströme bleibt er.

Was die heil'gen Drei, die ſchwarzen
Schweſtern, unvermeidlich weben,
Das Geſetz der ſtrengen Parzen
Schlinget ſich um jedes Leben:
Was wir ſtreben, was wir wollen,
Hält die tiefe Kraft gefangen;
Heimarmenens Donner rollen
Ziſchend ſprühn Erinnys Schlangen.

Kränze deiner Jugend Locken
Mit den schönsten Maienblühen,
Eh des Winters kalte Flocken
Um den kahlen Scheitel wühen;
Tapfer mußt du stehn und fallen,
Klanalee ist der Tod der Matten:
Doch die Heldenseelen wallen
Herrlich in das Reich der Schatten.

Der Knabe und die Jungfrau.

1801.

Der Knabe sprach zur Jungfrau schön
Nach süßem Liebesscherz:
„Herch, schon die Morgenlüfte wehn,
Süß Lieb, ich muß von hinnen gehn,
Fahr wehl, du trautes Herz!“

Die Jungfrau zu dem Knaben sprach:
„Ist dir das Bleiben Müh?
Noch streifet nicht den Ost der Tag,
Noch rufet nicht der Finken Schlag;
Was eilest du so früh?“

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Wird dir die Luſt ſchon alt?
Wie oft dein Herz an meinem lag,
Wenn ſchon mit Licht der rothe Tag
Guckt in den grünen Wald!“

„Ach! Jungfrau, ſüße Jungfrau ſchön!
Die liebe Mutter ſchilt:
Was thuſt du, Knabe, früh aufſtehn?
Sieh, deine Wangen dir vergehn;
Siehſt wie ein Jammerbild.

Ach! Jungfrau, ſüße Jungfrau ſchön!
Der Tag iſt heiß und lang
Und keinen Schlaf die Augen ſehn;
Ich muß des Vaters Schwaden mähn,
Er hat mirs keinen Dank.

Zwar ſüß iſt Schlaf im Sternenſchein
Hier in dem grünen Wald,
Wann küſſet mich dein Mündlein fein,
Wann mir dein Brüſtlein weiß und rein
Wie Schnee entgegen wallt.

Doch ſüßer wär' es tauſendmal,
Im eignen Kämmerlein
In ſtiller Nacht, beim Sonnenſtrahl,
Du meine Braut, ich dein Gemahl,
Uns ſüßer Luſt zu freu'n.

„Willst du im eignen Kämmerlein
Nun schlafen gern bei mir,
So soll noch heute Hochzeit seyn,
So lieg' ich in dem grünen Hain
Das letzte Mal bei dir."

„Mein Kind, wie kann die Hochzeit seyn?
Wir sind ja nicht bereit.
Wie laden wir die Gäste ein?
Wo nehmen wir den Hochzeitreim?
Und wo dein Ehrenkleid?"

„Die Gäste längst geladen sind
Und zu dem Tanz bereit;
Der Wein in allen Quellen rinnt,
Und was die kluge Spinne spinnt,
Das wird mein Ehrenkleid."

„Mein Kind, wie schmückest du dein Haar?
Wo ist der goldne Ring,
Den mir und dir am Traualtar
Der Pfarrer segnend reichet dar?
Wo ist er, liebes Ding?"

„Die Perlen blitzend für mein Haar
Auf allen Blumen stehn;
Den goldnen Ring zum Traualtar
Ich flecht' aus meinem goldnen Haar —
So macht die Braut sich schön."

„Mein Kind, wo sind zum Hochzeitball
Die Spieler mit dem Spiel?“
„Die Spieler sind die Vöglein all,
Die Drossel und die Nachtigall,
Die können schönes Spiel.“

„Mein Kind, wo nimmst du Lampen her
Zu leuchten in der Nacht?“
„An Lampen fehlts mir nimmermehr,
Der Mond und aller Sterne Heer
Sie leuchten in der Nacht.“

„Wo wohnt dein Vater, Jungfrau schön?
Wo ist der Hochzeitsaal?“
„Tief, tief, wo keine Winde weh'n,
Mußt du mit mir hinunter gehn;
Da ist der Hochzeitsaal.“

Ist schon geschmückt dein Kämmerlein?
Gemacht dein Hochzeitbett?“
„Geschmückt ist schon das Kämmerlein
Mit Silber und mit Muscheln fein,
Gemacht das Hochzeitbett.“

„O Jungfrau, süße Jungfrau mein!
So nimm mich hin mit dir!
Wie süß muß da zu wohnen seyn!
Wie süß, in deinen Aermelein
Zu schlafen für und für!“

Und freundlich springt die Jungfrau auf —
„Komm, Knabe, komm zum Glück!“
Sie führt ihn an des Stromes Lauf,
Es thun sich weit die Wellen auf —
Er kömmt nicht mehr zurück.

Liebesstreit. 1801.

Sieh, süße Maid, wie die Bäume blühn!
Herrje; wie die Wasser klingen!
Noch ist ist dir Jugend und Frühling grün
Zu lieben, süßen Dingen.
Komm! komm zum Wald! zum grünen Wald!
Du wirst einst alt.“

„Daß Frühling blühet und Jugend blüht,
Gehört zu süßen Dingen;
Doch selbst mich, wo mich nicht jeder sieht,
Zum tiefen Wald nicht bringen.
Mancher Bub' ist gleich dem Taubenfalk,
Er ist ein Schalk.“

„Sieh, süße Maid, wie das Rosenroth
Auf frischen Wangen spielet!
Einst wischt es ab der geschwinde Tod,
Der alles Feuer kühlet.
Laß pflücken, Süße, pflücken jetzt,
Er pflückt zuletzt.“

„Und pflückt der Tod auch die Rose zart,
Die ich so fromm bewahre,
So wiß, die Rose wird aufgespart
Dem Treuen vor'm Altare;
Sein harr' ich still, und kömmt er nicht,
Sie keiner bricht."

„Sieh, süße Maid, wie die Augen klar
Aussprechen ihr Verlangen:
Wann kömmt vergebens das junge Jahr
Mit Blumen schön gegangen?
Sie winken süß mit Lustgewalt
Zum grünen Wald."

„Laß winken lüstern die Augen mein,
Ich will sie nicht erhören;
Ihr Winken gleicht dem Irrlichtschein,
Die Jungfrau zu bethören;
Trau nicht dem Schein des Augenlichts:
Du traust auf nichts."

„Sieh, süße Maid, wie so rund und knapp
Die Brüstlein aufwärts drängen!
Laß, was Natur dir so lustig gab,
Nicht traurig in den Engen.
Im Wald' ist Schatten überaus;
Auf! laß sie aus."

„Du Schnöder, deſſen Geſicht behext
Mein junges friſches Leben!
Was unterm Tuche des Buſens wächſt,
Das mag ich dir nicht geben;
Es wächſt, daß einſt der treuſte Mann
Sich freuen kann.“

„O ſüße Maid, wie unſchuldig biſt,
Wie hold biſt du zu ſtrafen!
Laß den, der treu dir auf ewig iſt,
An deinem Herzen ſchlafen.
Er iſt nicht ſchlimm, er führt zur Trau
Die junge Frau.“

„Auf! junger Knab, wenn es ſo erſchallt,
Laß Gott erſt Amen ſagen,
Dann mag ich friſch in den grünen Wald
Mit dir ein Gänglein wagen;
Dann komm; o Knab, zum grünen Wald!
Wir werden alt.“

Das Lied der Greifen.

1802

Frischauf! der Freude Vagabunden!
Frischauf! im jubelvollen Klang!
Oft habt im Wein ihr Glück gefunden
Und Sorgentodtschlag im Gesang.
Frischauf wir sind der Tage Beute;
Auch uns die Parze webend saß.
Stets reißt das Leben in die Weite;
Auf! fesselt hier es an das Faß!
Bedenkt, ihr kurzen Ephemeren,
Den frühen, jammervollen Tausch.
Ihr mögt den ganzen Lethe leeren,
Und trinkt euch dennoch keinen Rausch.
Versammelt euch hier um die Tonne
Und laßt die Gläser lustig gehn,
Solange wie das Licht der Sonne
Und diese Himmelssterne sehn.
Verlacht des Goldes feige Knechte,
Des Goldes, drob die Lust erfriert,
Und preiset den, der Mitternächte
Beim Trunk dem Tag entgegenführt.
Und preiset hoch die goldne Freiheit,
Des Lebens erste Majestät,
Daß in Philistereinerleiheit
Der Jugend Blume nicht vergeht.

Seht auf den unbezwungnen Greifen,
Der durch die weite Wüſte fliegt;
Sein Leben iſt ein ewig Schweifen:
Drum lebt er frei und hochvergnügt.

Stürzt, Brüder, gleich dem freien Greifen
Euch muthig auf den ſüßen Raub,
Und tretet, wornach Narren greifen,
Und ſelbſt die Narren in den Staub.

Der Knab am Meere.

Stand ein Knab am tiefen Meer,
Schöpfend mit der hohlen Hand;
Wollt' es ſchöpfen waſſerleer:
Kindiſch will des Kinds Verſtand.
Armes ſchöpft' er, die Waſſer liefen
Alle wieder zurück zur Tiefen.

Still ich ſah des Kindes Thun,
Kindiſch all, doch himmelwärts;
Nimmer raſten, nimmer ruhn
Will das eitle Menſchenherz:
Luſtig könnt' es am Bache ſpielen,
Muß in Arbeit ſein Müthchen kühlen.

Knabe, ſprach ich, Knabe laß
Ab von deiner eitlen Pein!
Ehe wird das Sieb zum Faß,
Worin ſicher ruht der Wein,
Ehe fängſt du den Wind mit Netzen,
Als ſich trocken die Tiefen ſetzen.

Und der Knabe ſprach zu mir:
Weiche, böſer Feind, hinweg!
Laß mein ſüßes Spielen mir;
Ueber Bächen liegt ein Steg,
Quellen kann ich im Grunde ſchauen,
Auf die Tiefe nur will ich trauen.

Und er ſchöpfte luſtig fort,
Aber ich ging weinend weg —
Heil'ge Brunſt, wo iſt dein Ort?
Süßer Abgrund, wo dein Steg?
Aemſig ſchöpft' er, die Waſſer liefen
Alle wieder zurück zur Tiefen.

Haſche die Zeit.

Trink!
Es verfliegen die ſprudelnden
Geiſter dir — trink!
Siehſt du im Schaume den Spiegel des Lebens?
Eile! der Geiſt iſt ein flüchtiges Ding;
Eile! du ſuchſt ſein Entzücken vergebens:
Waſſer nur bleibt, wann der mächtige ging.

Hell!
Sieh! er perlet der duftige
Nektar, und hell
Leuchten die Augen der Jugend und Liebe,
Winken und locken: komm! ſei mein Geſell!
Alles verrinnet wie Waſſer im Siebe;
Suchſt du Gewißes, hier flieſſet ſein Quell.

Drein
Gehe muthig das wagende
Leben! und drein
Luſtig mit flatternden Segeln gefahren!
Fröhlicher Ocean brauſet der Wein:
Nur wer ſich gleichet den höchſten Gefahren,
Mag auch im Siege der Herrliche ſein.

Friſch!
Kömmſt du holde und ſelige
Freude mir? friſch!
O ich empfinde unſterbliche Nähen!
Bromios wandelt vom Rebengebüſch,
Cypris und Amor aus himmliſchen Höhen,
Götter, Göttinnen ſind mit mir zu Tiſch.

Kling!
Klinge! trinke! ermanne dich!
Klingklang und Kling!
Heute iſt unſer und Feſttag iſt heute,
Glücklich geſchloſſen der heilige Ring.
Darum mir Roſen und Bechergeläute!
Freude mit Freunden iſt fröhliches Ding.

Der kleine Unterirdiſche.

Wo iſt der kleine Jakob geblieben?
Hatte die Kühe waldein getrieben,
Kam nimmer wieder,
Schweſtern und Brüder
Gingen ihn ſuchen in den Wald hinaus —
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Wo iſt der kleine Jakob geganaen?
Hat ihn ein Unterirdſcher gefangen,
Muß unten wohnen,
Trägt goldne Kronen,
Gläſerne Schuh, hat ein gläſern Haus —
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

Was macht der kleine Jakob da unten?
Streuet als Diener das Eſtrich mit bunten
Blumen, und ſchenket
Wein ein, und denket:
Wärſt du wieder zum Wald hinaus!
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

So muß der kleine Jakob da wohnen,
Helfen ihm nichts ſeine güldenen Kronen,
Schuhe noch Kleider,
Weinet ſich leider —
Ach armer Jakob! — die Aeuglein aus.
Kleiner Jakob! kleiner Jakob! komm zu Haus!

An den Liebling.

Wär' ich ein Vögelein,
Flög' ich zu dir,
Wollte der erſte ſein
Heut an der Thür,
Schlüg' mit den Flügelein
Fenſterchen auf,
Flög' in dein Bett hinein,
Weckte dich auf.

Wär' ich der Sonnenſtrahl,
Lieblicher Schein,
Guckt' ich viel tauſendmal
Zu dir hinein,
Küßte die Wängelein,
Rosigen Mund,
Grüßte dich Engelein
Freundlich zur Stund.

Zephyr der Flatterer auch,
Möcht' ich wohl ſein,
Wehte mit Blumenhauch
Zu dir hinein,
Wiegte mich, weiß wohl wo —
Himmliſche Luſt!
Nimmer mir wölkten ſo
Roſen die Bruſt.

Echo der Wiederhall
Wärſt du in mir,
Töne der Liebe all
Tönt' ich zu Ihr.
Aber nicht Ton und Klang
Klinget es aus;
Liebe und Liebesdank
Spricht ſich nicht aus.

Vöglein und Sonnenſtrahl,
Zephyr der Wind,
Echo im Felſenthal
Sind wohl geſchwind;
Doch iſt der Liebesgruß
Früher zur Stell,
Alles ihm weichen muß,
Nichts iſt ſo ſchnell.

Ballade.

Und die Sonne machte' den weiten Ritt
Um die Welt,
Und die Sternlein sprachen: wir reisen mit
Um die Welt;
Und die Sonne sieschalt sie: ihr bleibt zu Haus!
Denn ich brenn' euch die goldenen Aeuglein aus
Bei dem feurigen Ritt um die Welt.

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht,
Und sie sprachen: du, der auf Wolken wohnt
In der Nacht,
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein
Er verbrennt uns nimmer die Aeuglein
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht!
Ihr versteht, was still in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mitschwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

Muth des Geiſtes.

Weg mit den Klagen!
Dunkel muß tagen,
Freude muß blühen aus Kummer und Plagen.
Hoch mit dem Herzen
Hin durch die Schmerzen
Hin, wo die Wolken für die Donner ſich schwärzen!

Leuchten und drohen
Blitzende Lohen,
Mächtiger blitzen die Geiſter, die hohen.
Stolz in die Schranken,
Kühne Gedanken!
Herrſchet, wann Erde und Himmel auch wanken!

Friſche Geſellen,
Laſſet erſchwellen
Flatternde Segel auf brauſende Wellen!
Krachen die Scheiter,
Flieget ihr weiter,
Lehnet an Neue die himmliſche Leiter.

Wenn auch in Wettern
Welten zerſchmettern,
Herrſchet ihr einſam mit ſeligen Göttern.

Das Leben.

Wohin, o Leben?
Wohin ohne Ruh?
Immer noch ſchweben
Keinem Ziele zu
Wild in die Weite,
In die Welt hinein,
Morgen und heute
Nicht rechnend ein?
Wie auf den Zweigen
Vögelein fliegen,
Alles Vergnügen,
Alle Luſt ihr eigen,
Flatterſt du hin;
Werde doch weiſe,
Stell doch Gedanken
Hin an den Schranken,
Daß ſie die Kreiſe
Engen der Fahrt. —

Hölliſcher Art
Hebe dich Teufel!
Der mir die Zweifel
Schiebt in den Bart,

Der von der alten
Junafer Scherwenzel
Schwanz, der kein Kränzel
Decket die Falten,
Der nie den Busen
Liebe gehoben.
Euch will ich loben,
Grazien Musen,
Bacchus und Venus,
Fröhliche Götter!
Wenn auch das Wetter
Bleichet die Haare,
Wenn auch die Jahre
Nahnen, die schnellen:
Leben gleicht Wellen,
Liebe gleicht Düften.

Drum frisch in Lüften,
Lustige Vögel,
Liebe und Leben!
Spannet die Segel!
Muthiges Streben
Längert die Tage,
Bannet die Plage,
Stärket das Herz.
Frisch wie zum Scherz,
Frisch in die Wogen
Blutiger Kriege!

Wonne der Siege
Wird nur gewogen
Dem, welcher wagt;
Götter beschirmen
Gern, was in Stürmen
Stattlicher ragt.
Laß auf den Nestern
Faulheit bebrüten
Zagend ihr Ei;
Laß sie verlästern,
Was wir behüten
Trotzig und frei,
Was uns der Kranz
Däucht alles Lebens —
Fliege dann, Tanz,
Heiligen Strebens!
Himmlische Triebe,
Fachet die Liebe,
Fachet den Stolz,
Heiß in der Brust!
Ein wenig Holz
Schließet die Lust,
Unruh und Ruh
Schließt alles zu
Für's Land der Schemen
Armen und Reichen.
Soll mich das grämen?
Soll mich das bleichen?

Nicht, weil ich lebe.
Euch will ich nehmen,
Cypris und Hebe,
Euch zu Gespielen;
Euch will ich fühlen,
Freiheit und Freude,
Herrliche beide,
Euch allermeist:
So zu den Sternen
Wollen wir lernen
Klimmen zu Göttern —
Herkules weist.

Das Lilienmädchen.

Im Abendschein im grünen Hain
Da ging ein Mädlein jung,
So weiß wie Schnee auf Berageshöh,
So flink wie's Reh im Sprung:

Ein süßes Bild gar traut und mild,
Gar lieblich, hold und fein
War's hier und dort an jedem Ort
Wie's Licht mit seinem Schein.

Und hell wie Licht sein Angesicht,
Sein Blick ein heller Stern;
Es ging und kam wie Täubchen zahm
Und grüßte nah und fern.

Es ging und kam, und Blümlein nahm
Und sich ein Kränzlein wand;
Dann flog es hin mit leichtem Sinn,
Und winkte mit der Hand.

Und mit dem Wink es jedem sing,
Er ward ihm unterthan,
Von süßem Schmerz quoll jedes Herz
Von süßem Himmelswahn;

Von süßer Lust quoll jede Brust
Und wollte himmelan;
Dahin, dahin flog Herz und Sinn,
Wohin sein Flug begann.

Ihr Leutchen wißt, das Mägdlein ist
Nicht von der Erdenflur;
Sein weißes Kleid spricht Engelfreud
Und himmlische Natur;

Sein heller Schein im grünen Hain,
Sein lichter Sternenblick,
Die Segenshand auf uns gewandt
Verkünden Himmelsglück.

Ihr Leutchen wißt, das Mägdlein ist
Das Lilienmädchen schön;
Sie muß im Hain im Abendschein
Nach süßen Blumen gehn;

Sie muß im Hain im Abendschein
Nach süßer Unschuld gehn;
Dann seanet sie, dann grüßet sie
Die Erdenjungfrau'n schön:

Daß sie den Kranz bei'm Himmelstan;
Einst tragen so vor Gott,
Daß sie so weiß der Tugend Preis
Bewahren rein von Spott.

O süßer Schein im grünen Hain! -
O holdes Himmelslicht!
O Lilienmaid! verlaß uns heut,
Verlaß uns nimmer nicht!

Gebet.

Heil'ge Poeſie des Lebens,
Leuchte, Stern, und geh nicht unter!
Herz und Sinne ſchwingt euch munter!
Brauſe freudig, Strom des Strebens!
Springet aus dem engen Gleiſe,
Worin Narren ſtattlich wanken,
Schnelle Roſſe, ſpringt Gedanken!
Alſo tummle fort, o Reiſe!

Tummle luſtig gleich Kometen
Froher Labyrinthe Bahnen
Auf des Lebens Oceanen,
Wechſelnd Maaße, Zeiten, Stätten;
Denn das Einerlei verſchlinget
Alle Freude gleich der Hölle
Ewig dunkler, ſtummer Welle,
Worauf nie der Sturmwind klinget.

Darum laß die Winde blaſen,
Blize leuchten, Donner ſchallen,
Wogen über Wogen ſchwallen,
Welten gegen Welten raſen!
Lieber ſo im friſchen Streite
Kühner Wildheit mit verderben,
Als die faulen Tode ſterben
Langſam morgen ſo wie heute.

O wo brennſt du, Veſtafeuer,
Des mich je und je gelüſtet?
Flamme, welche Männer rüſtet
Mit dem Schwerdte, mit der Leyer?
Unſchuld, die in Weiberſeelen
Zarte Himmelslichter zündet,
Ahndend, glaubend ſtill verkündet,
Was Orakel nie erzählen?

Wonne, die aus reichem Boren
Gleich dem Naß der Aganippe
Tränkt mit Honigſeim die Lippe,
Tränkt das Herz mit edlen Zoren,
Brauſt in der Gewalt der Worte,
Rieſelt in der Luſt der Thränen,
Und mit wunderſüßem Sehnen
Göttlich Zeiten eint und Orte?

Kommt, o kommt vom Himmel wieder
Sel'gen Wahnsinns schönste Triebe,
Kommt, o Poesie und Liebe!
Leuchtet, flammet, dichtet Lieder,
Weht, wie Frühlingsblüthenbäume
Süße Düfte niederwehen,
Weht aus eures Himmels Höhen
Geister mir herab und Träume;

Kommt, ihr Scherze, kommt Gespielen
Mit den hellen Sternenaugen,
Kommt, und laßt mich Freude saugen
Aus Gedanken, aus Gefühlen,
Wie in jenen frohen Jahren,
Wie in jenen süßen Zeiten,
Die wie ferne Glocken läuten
Von den Wonnen, welche waren.

Heil'ge Poesie des Lebens
Leuchte, Stern, und geh nicht unter!
Wirble deine Wellen munter,
Rascher Strom des frischen Strebens!
Daß in Stürmen und in Wettern
Nimmer Muth und Lust erbeben,
Sondern kühnlich oben schweben
Hoch und höher zu den Göttern.

Epiſtel an Eliſa. 1807.

Ich ſaß ſo ſtumm, wie in dem ſchwarzen
Gericht des Orkus Rhadamanth,
Und wog auf ſchwerer Schickſalshand
Die Schuld und Unſchuld mit den Parzen,
Las in der blutigen Schrift der Zeit
Der Thronen Sturz und Königsmorde
Und ſiegreich die Banditenherde,
Die einer Welt mit Knechtſchaft dräut:
Da dacht' ich an die großen Seelen,
Die, keinem Schickſal unterthan,
Den Mut zum ſtillen Ocean
Sich durch das freie Eiſen wählen.
Denn Eines, Herr ſein oder Knecht
Iſt jedem Sterblichen gegeben;
Die erſte Majeſtät im Leben,
Die höchſte heißt Geſetz und Recht.
Und wann nur Knechte und Deſpoten
Auf Erden graſen matt und dumm,
Dann rollt die alte Welt ſich um,
Und Leben blühet aus dem Todten
Still in der Zeiten Wechſellauf,
Daß edlere Geſchlechter werden;

Und ſprängen ſie aus Stein und Erden
Durch Kadmen und durch Pyrrhen auf.
So ſaß ich, hielt die letzten Enden
Der Dinge wägend in der Hand,
Und ſchaute ſtumm ins öde Land,
Von wannen nimmer Wandrer wenden;
Da rief mich deine Stimme ſüß,
O Freundin, in das friſche Leben,
Mit Blumenluſt und Wolkenſchweben
Ins volle Frühlingsparadies.

O Freundſchaft holde Wunderſaite
Die lieblich durch den Buſen klingt
Und alles Schöne wiederbringt,
Der Kindheit Traum, der Jugend Freude!
Der Männer Stahl, der Frauen Schutz,
Zu hoher Tugend zu ermannen,
Zu groß für Schmeichler und Tyrannen,
Beutſt du gemeinen Gütern Trutz,
Und ſchwingſt unſterblich durch das Leben
Wie ein Geſtirn den Feuerglanz;
Von Sphärentanz, zu Sphärentanz
Uns aufwärts, wo die Götter ſchweben.
Ich höre deinen Zauberklang,
Der Gram entflieht ins öde Dunkel,
Der Himmel leuchtet, Ein Karfunkel,
Die ganze Erde wird Geſang;
Und Guillotinen und Banditen,

Tyrannenſeelen groß und klein
Verſinken von des Lichtes Schein,
Hin, wo die Teufel Höllen hüten;
Und in der Freude freiem Schlag
Hebt ſich die Bruſt dem Licht entgegen,
Und jedes Unheil wird ein Segen,
Ein Wonneruf wird jedes Ach.

So lieb und wunderbar getroffen
Hat mich, o Freundin, jedes Wort;
Das wüſte Heer der Nacht iſt fort,
Der ganze Himmel ſteht mir offen;
Die Erde ſinkt, das kleine Nichts,
Warum ſich Thoren blutig ſchlagen,
Nur denen eigen, die ſie tragen
Empor ins Sonnenreich des Lichts.

Ja, Freundin, welche ferne Lande
Mein Fuß auch noch durchwandern muß,
Eh ich den letzten Obulus
Bezahle an dem Styg'ſchen Strande,
Ich ſchwör' es dir und jener Gluth,
Die edle Herzen ewig zündet,
Was ſich unſterblich mir verkündet,
Das halt' ich feſt mit Männermuth
Und kein Deſpot ſoll mir es rauben;
Und drückt es mich zu ſchwer hinab,
So öffn' ich durch das Schwerdt mein Grab,
Und nehme in das Grab den Glauben.

Doch heute lacht der Lenz noch mild,
Geführt von Grazien und Scherzen,
Und zeiget jedem Menſchenherzen
Der Freude anmuthsvolles Bild.
O möge er mit zarten Schwingen
Dich, wie ein Blumenhauch anwehn
Und friſch und jugendlich und ſchön
Der Kindheit Träume wiederbringen!
Was du geweſen, was du biſt,
Das iſt der Gott in deinem Buſen:
Orakel hat und Klang der Muſen
Nur, welcher gleich ihm ſelber iſt.

Lieder aus einem Gebetbuch

für fromme Kinder.

I.

Der heil'ge Chriſt iſt kommen,
Der ſüße Gottesſohn,
Des freu'n ſich alle Frommen
Im höchſten Himmelsthron;
Auch was auf Erden iſt,
Muß preiſen hoch und loben
Mit allen Engeln droben
Den lieben heil'gen Chriſt.

Das Licht iſt aufgegangen,
Die lange Nacht iſt hin,
Die Sünde iſt gefangen,
Erlöſet iſt der Sinn,
Die Furcht vor Gott iſt weg,
Und Liebe und Entzücken
Baut weite Himmelsbrücken
Aus jedem ſchmalſten Steg.

Verwaiſet ſind die Kinder
Nicht mehr und vaterlos,
Gott rufet ſelbſt die Sünder
In ſeinen Gnadenſchoos,
Er will, daß alle, rein
Von ihren alten Schulden,
Vertrauend ſeinen Hulden,
Gehn in den Himmel ein.

Drum freuet euch und preiſet,
Ihr Kindlein fern und nah!
Der euch den Vater weiſet,
Der heil'ge Chriſt iſt da,
Er ruft ſo freundlich drein
Mit ſüßen Liebesworten:
Geöffnet ſind die Pforten,
Ihr Kinder, kommt herein!

2

Du, der in flammende Gebete
Des Lebens höchſte Kraft gelegt
Und aus des Buſens tiefſter Stätte
Das Herz in ſüßer Sehnſucht regt:
Du, aller Himmel höchſter Meiſter,
Du, alles Lebens höchſter Schein,
O führe in das Land der Geiſter
Dein ſehnend Kind zum Lichte ein.

Wo Myriaden Sonnen kreiſen,
Der Morgenröthen Jubelklang
In tauſendfach verſchiednen Weiſen
Ertönt, Ein ſeliger Geſang,
Wo Millionen Heil'ge knien
Und ſchauen dir ins Angeſicht —
O Vater! Gott! laß dort mich glühen
Am kleinſten Strahl von deinem Licht!

Denn ach! zur kalten Erde wollen
Die Himmelskinder nicht herab
Und ihre goldnen Lampen rollen
Gefühllos über Sorg' und Grab.
Der Wechſel hier von Leid zum Glücke,
Vom Glück zum Leide iſt zu ſchwer:
Es bricht die zarte Geiſterbrücke
Und Paradieſe blüh'n nicht mehr.

Drum Himmel ſteige! ſinke Erde!
Und irdiſch Leben unter mir!
Daß ich ein weißer Engel werde,
Steht, weiße Engel, neben mir,
Und helft im Glauben mir vollenden
Der Erde mühevollen Streit,
Und traget mich auf reinen Händen
Empor ins Land der Seligkeit.

3.

Wir wandeln hier in Finſterniſſen
Und ſchaun vergebens nach dem Licht;
Nicht tröſten mag uns was wir wiſſen
Und was wir können helfen nicht:
Es wickelt ewig auf und ab
Sich Labyrinth aus Labyrinthen
Und heute ſehen wir verſchwinden
Was geſtern ſüße Täuſchung gab.

Doch liebt der Stolze ſeine Irre,
Der Eitle ſeinen Lügenſchein
Und wickelt in das Truggewirre
Sich jede Stunde feſter ein,
Verſchmäht die Wahrheit für Gedicht,
Verſchmäht die Flamme für den Schimmer,
Und haſcht und ſucht und findet immer,
Doch ach! ſich ſelber findt er nicht.

O du, durch den die Sonnen brennen
Und leuchtend durch die Himmel gehn,
Gott, lehre du mich ſelbſt erkennen
Und meiner Künſte Lug verſtehn;
O hebe dein demüthig Kind
Empor mit deinen Liebesarmen
Und laß ſein Herz in dir erwarmen,
Vor dem die Engel Stammler ſind.

Aus deines Lichtes reichem Meere
Floß einſt ein einz'ger Tropfen aus
Und zündete die Sonnenheere,
Die Lampen all' im Himmelshaus.
O Einen Funken nur für mich!
Nur Einen Schimmer von dem Glanze!
Und droben in dem Sternentanze
Mit allen Sel'gen preiſ' ich dich.

4.

Himmliſche Auen,
Wo meines Daſeyns Wiege ſtand,
Eh' ich zu ſchauen
Ging das bethränte Erdenland,
Holde Geſpielen,
Engel des Himmels, kennt ihr mich?
Wähnen und fühlen,
Träumen mit euch nur das kann ich.

Aber die Wonne
Seliger nur vorüberrauſcht
Hier, wo die Sonne
Gleich mit der Nacht die Stunden tauſcht.
Hier, wo die Klage
Ueber der Todesurne ſchallt
Und mit dem Tage
Schönheit und Jugend vorüberwallt.

Traurig befangen
Schmachtet die Seele auf zum Licht,
Doch ihr Verlangen
Stillet die Erde unten nicht.
Leuchten die Sterne,
Schau' ich nach oben ſehnend hin;
Dort zu der Ferne,
Dort zu den Frommen ſteht mein Sinn.

Himmliſche Auen,
Wo meines Daſeyns Wiege ſtand,
Werd' ich euch ſchauen
Frei von dem eitlen Erdentand?
Süße Geſpielen
Himmliſcher Kindheit, Engelein,
Werd' ich bald ſpielen
Mit euch droben den Ringelreihn?

Eija wie fröhlich
Geht mir im Buſen friſch das Her;
Eija wie ſelig
Seh' ich verſinken Erdenſchmer;!
Ewige Lichter,
Strömet ihr Lebensgluth auf mich?
Engelgeſichter,
Himmelgeſpielen, grüßt ihr mich?

5.

Traum iſt das Leben,
Schatten von Träumen der Jugend Luſt;
Wolken verſchweben,
Alſo die Bilder der Menſchenbruſt;
Alles iſt Wanken,
Sinken und Steigen,
Selbſt die Gedanken,
Sterblicher, ſind nicht dein eigen.

Doch willſt du bauen,
Bauen auf das, was vergänglich iſt:
Doch willſt du trauen
Dem, was das Maaß der Sekunden miſt:
Trug aus Betruge
Spinnen und weben,
Taumelnd im Fluge,
Eitler, das heißet dein Leben.

Saget denn keiner
Mir, wie die Unruh zur Ruhe wird?
Tröstet denn keiner
Sehnsucht, die schmachtend im Busen girrt?
Himmlischer Glaube
Maast du nicht finden,
Wie auf dem Staube
Wir uns das Bleibende gründen?

Ach! dicht hienieden,
Nicht wo in Gräbern die Asche liegt,
Suche den Frieden,
Nicht wo die Freude mit Winden fliegt.
Arbeit und Thränen
Irdischem weihn,
Aber dein Sehnen
Stelle zur himmlischen Bläue.

Da stehn die Lichter,
Ewige Spiegel der reinsten Lust,
Liebende Richter,
Liebende Tröster der Menschenbrust,
Dahin gerichtet,
Was dich bedränget!
Da wird gelichtet
Einst was dich dunkel umhänget.

6.

Als ich ein Kind war,
Was ſah ich für Farben!
Himmliſche Schimmer
Glänzten im Morgenroth:
Und wann der Schlaf ſanft
Einwiegte die Aeuglein,
Gingen nicht Sonnen und Sterne
Dem träumenden Seelchen
Auf, Götterlichter,
Ach! der himmliſchen Heimath
Selige Spiegel?

Als ich ein Kind war,
Was fand ich für Blumen?
Nicht bloß die blauen
Lieblichen Veilchen,
Nicht dich, rothe Roſe,
Blumenkönigin, allein,
Nicht auch ihr ſchneeweißen
Unſchuldkinder Lilien allein.
Ach! noch zehntauſend
Andere und andere
Schöner und duftender
Blühten da auch hier unten
Wo ſind ſie blieben?

Als ich ein Kind war,
Was hatt ich für Geſpielen?
War nie alleine
Einſam im grünen Wald,
Einſam im Felde.
Wer wareſt du, bunte Blume?
Wer du kleines Bäumchen?
Und du auf den Zweigen
Singendes Vögelein?
Waret ihr nicht Engel,
Freundliche Engel Gottes,
Mitfühlend, mitſpielend?
Ach du, die ſo ſchön war,
Junge lebendige Welt!
Wo gingeſt du hin?

Als ich ein Knabe war,
Was hatt ich für Träume?
Kann ich es nennen,
Was Namen nicht hat?
Kann ich auch zeigen,
Unvergängliche Bilder
Himmliſcher Schönheit?
O meine Sehnſucht
Kennet euch noch, und die nimmer
Raſtende Liebe.

Himmliſcher Vater,
Du, der uns alle
Seine Kinder nennet,
Deſſen Geiſteratheme
Gebilde wir ſind.
O mache mich wieder
Wie ein unſchuldiges Kind!
Ach! nur ein Lallen,
Ein leiſes Stammeln
Jener Gefühle,
Jener Kinderſpiele!
Nur Einen Schimmer
Jener Geſtalten!
Einen Ton jener Klänge!
O warum blieb ich
Nicht ewig ein Kind?

7.

Lockſt du mich, du Gottesfrieden
Zu den ſchönen Himmelsauen,
Die wir Dunkle ach! hienieden
Nur in blaſſen Schatten ſchauen?
Lockſt du mich, o Sehnſucht immer,
Wieder hin zum Sternenſchimmer?
Wieder in die alten Zeiten?

In die Zeiten, die vergangen?
In der Seelen Kindertage?
Dahin ſchmachteſt du, Verlangen
Dahin, Herz, mit jedem Schlage?
Ja, der Funke will zur Sonne,
Und die Seele will zum Himmel,
Zu des ſtillen Lebens Wonne
Aus dem wildem Erdgetümmel.

Nein, es iſt kein Wahn der Träume,
Iſt kein Irrlicht düſtrer Nächte,
Mein ſind jene Sternenräume,
Mein ſind jene Götterrechte:
Fremdling bin ich nur im Staube,
Meine Heimath ſuch ich wieder,
Meine grüne Himmelslaube,
Meine Himmelsblumen wieder.

Was ſoll ich hienieden ſtreben
Zwiſchen Kummer ſtets und Freude,
In dem unruhvollen Leben,
Der Minuten ſchnelle Beute?
Wie die Vöglein auf den Zweigen
Wechſelnd hin und wieder fliegen,
Schwebt des Menſchen Thun und Neigen,
Schwebt ſein Wünſchen, ſein Vergnügen.

Was ſoll ich hienieden finden,
Das die heiße Liebe ſtillet,
Wo die Unruh wilder Sünden
Aus der Erdenfreude quillet?
Wo wir heute laſſen müſſen,
Dem wir geſtern angehangen?
Wo Begierde und Gewiſſen
Sind im ſteten Krieg befangen?

Was ſoll ich hienieden ſchaffen?
Hier, wo nichts beſtändig bleibet?
Wo vom Staub und Blut der Waffen
Stets die trübe Rennbahn ſtäubet?
Wo die Lüge auf dem Throne
Gaukelnde Orakel ſinget,
Und mit blut'ger Dornenkrone
Wahrheit kaum vernommen klinget?

Fahre hin, du Land der Thränen!
Hin, du Land der ſüßen Lügen!
Damit wir nach oben ſehnen,
Darum mußt du viel betrügen;
Damit wir das Feſte wollen,
Darum muß in dir nichts bleiben,
Alles durch einander rollen,
Und die Welle Wellen treiben.

Locke, ſtiller Gottesfrieden!
Süße Sehnſucht, ſchweige nimmer!
Werfet Himmelsſchein hienieden
Auf der Nichtigkeiten Trümmer,
Daß die Seelen inne werden
Unter Zittern, unter Bangen:
Wahres giebt es nicht auf Erden,
Jenſeits ſollen wir's erlangen.

8.

Abendlied.

Der muntere Tag iſt wieder ſtill
Und alles ſchlafen gehen will,
Das Wild auf weichen Mooſes Flaum,
Der Vogel auf dem grünen Baum,
Der Menſch in ſeine ſtille Kammer,
Zu ruhen aus von Müh und Jammer.

Doch tritt er aus der Hüttenthür
Zuvor noch in der Nacht herfür,
Sich chriſtlich erſt bereiten muß
Mit Liebesdank und Liebesgruß,
Muß ſehen, wie die Sterne blinken,
Und noch den Odem Gottes trinken.

Du, der von oben Wache hält,
Du milder Vater aller Welt,
Vernimm mein ſtammelndes Gebet,
Das zu den hellen Sternen geht;
Wollſt mich von deinen Sonnenkreiſen
Im rechten Beten unterweiſen.

Ich war den Tag in deiner Hut,
Behüt auch heint mich, Vater gut,
Vor Thorheit und vor Eitelkeit
Durch deine milde Gütigkeit;
Denn was den Leib mir mag befallen,
Das iſt das kleinſte Leid von allen.

O ſende von dem Sternenſchein
Den liebſten Engel zu mir ein
Als Freidensboten unters Dach,
Als Wächter in mein Schlafgemach,
Daß alle Sinne und Gedanken
Sich feſt um deinen Himmel ranken.

Dann geht der Tag ſo luſtig fort,
Dann iſt die Nacht ein Liebeswort,
Dann iſt der Morgen Engelsruß,
Daß alles Böſe weichen muß
Und wir hienieden ſchon auf Erden
Wie lichte Kinder Gottes werden.

Und fällt der letzte Abendschein
Einst in das müde Aug' hinein,
Sehnt meine Seele sich hinauf
Zum ewig sel'gen Sonnenlauf
So werden alle Engel kommen
Mich heimzuholen zu den Frommen.

9.

Morgenlied.

Die Nacht ist nun vergangen,
Der Morgen steht so herrlich da,
Und alle Blumen prangen
Und alle Bäume fern und nah;
Auf Feldern und auf Wiesen,
In Wald und Berg und Thal
Wird Gottes Macht gepriesen
Von Tausenden zumal.

Die frommen Nachtigallen
Sie singen laut im Freudenklang,
Die Lerchen höchst vor allen
Zum Himmel bringen sie Gesang,
Der Kukuk auf den Zweigen
Und auch der Zeisig klein
Sie woll'n sich dankbar zeigen
Will keiner der letzte sein.

Und ich? ich ſollte ſchweigen,
Ich Gottes reiches Ebenbild,
Durch das mit Liebesmacht
Der Feuerſtrom der Gottheit quillt?
Dem er die Sternenlichter
Zur Brüderſchaar geweiht,
Und Engelangeſichter
Verklärt in Herrlichkeit?

Das Wild im grünen Walde,
Der Vogel auf dem grünen Baum
Sie preiſen alſo balde
Den Vater überm Sternenraum?
Es ſumſete die Imme,
Das Würmchen ſeine Luſt?
Und ich hätt' keine Stimme
Des Lobes in der Bruſt?

Nein, Vater aller Güte!
Du meiner Seele Freudenlicht!
Wie gern will mein Gemüthe,
Doch meine Worte können nicht.
Wer mag dich würdig preiſen,
Durch den die Welten ſind?
Von dem die tiefſten Weiſen
Kaum lallen wie ein Kind?

O du, laß mich auch heute
In deiner Liebe wandeln treu,
Daß ich der Sünden Beute,
Der Eitelkeiten Spiel nicht sei;
Laß mich nach deinem Bilde
Den Weg der Tugend gehn:
So wird der Tag mir milde,
So kömmt der Abend schön.

10.

Wer hat den Sand gezählt
Welcher im Waſſer hauſt?
Wem hat kein Blatt gefehlt,
Wann der November brauſt?
Wer weiß im Januar
Wie viel der Flocken wehn?
Wie viele auf ein Haar
Tropfen aufs Weltmeer gehn?

Wer mißt den Ocean,
Wo er am tiefſten fließt?
Wer mag die Strahlen fah'n,
Welche die Sonne ſchießt?
Wer hält das Lichtgeſpann
Fliegender Pfeile ein?
Nenne den Wundermann!
Keiner mag größer ſein.

Gott iſt der Ohnezahl,
Vor dem die Zahl vergeht,
Der durch den Sternenſaal
Sonnen wie Flecken weht;
Gott iſt der Ueberall,
Gott iſt der Ohnegrund,
Schneller, als Licht und Schall,
Tiefer als Meeresgrund.

Sandkörner zählest du;
Nimmer die Freundlichkeit,
Weltmeere missest du;
Nie die Barmherzigkeit,
Sonnenstrahl holst du ein;
Nimmer die Liebe doch,
Womit sein Gnadenschrein
Sündern entgegenflog.

II.

Gott der Gärtner.

Die Erde iſt ein Garten
Voll ſüßer Blümelein,
Gott ſelbſt will ihrer warten
Und ſeine Gärtner ſein,
Will ihrer ſpat und früh
In frommer Treue pflegen,
Mit Sonnenſchein und Regen
Und Thau erquicken ꝛc.

Die erſte Blum vor allen
Daß muß die Liebe ſein,
Der Menſchen Wohlgefallen,
Der Engel höchſter Schein;
Sie iſt die Roſe roth
Und muß auf Dornen ſtehen.
Sobald die Winde wehen,
Iſt ihre Schöne todt.

Die zweite die Gott liebet
Nächſt Liebe allerbeſt,
Iſt die das Gute übet
Und ſich nichts merken läßt:
Ihr Name Demuth heißt,
Auf Erden auch das Veilchen.
Sie blüht ein kurzes Weilchen,
Doch kaum die Blüthe weiß

Der Glaube heißt die dritte,
Sie duftet nur bei Nacht
In aller Geister Mitte,
Bei voller Himmelspracht:
Da thut das Herz sich auf
Der frommen Nachtviole,
Wann hell von Pol zu Pole
Sich schwingt der Sterne Lauf.

Auch Hoffnung ist nicht minder
Ein liebes Gotteskind,
Wohl liebstes seiner Kinder,
Die nur hienieden sind.
Schneeblümchen grün und bleich,
Holdselig von Gebehrden,
Du bist ihr Bild auf Erden,
Kömmst mit dem Lenz zugleich.

Auch du, die im Gemüthe
Beständig ist und treu,
Du, aller Zeiten Blüthe
Mir lieb gegrüßet sei!
Vergißmeinnicht frisch und bunt!
Beständigkeit soll leben!
Woll' unser Gott uns geben,
Solche Lieb' zu jeder Stund!

Und du, die auf dem Throne
Des Blumengartens sitzt
Und mit der weißen Krone
Gleich einem Engel blitzt,
O Lilie, Unschuld süß!
Du winkest uns von hinnen,
Mit Herzen und mit Sinnen
Zurück zum Paradies.

Noch Blumen viel und Pflanzen
Hat Gott der Gärtner mehr,
Wer sie erzählt im Ganzen,
Der zählt dem Sand am Meer.
Wie viel er ausgestreut
Wie könnt' ich alle zählen
Die süßen Blumenseelen
Mit buntem Sonnenkleid?

Sollt' ich mir eine nehmen,
Die Lilie müßt' es sein,
Steht wie im Geisterschemen
Mit hellem Himmelschein,
Wehmüthig echt ihr Blick
Empor zum Licht der Sterne,
Sie wäre ach! wie gerne
Zum Vaterland zurück!

So weiß und ſo unſchuldig,
So züchtig und ſo traut,
Demüthig und geduldig,
Die ſchönſte Himmelsbraut,
Steht ſie, und lächelt ſüß
Hinauf zu ihren Sternen,
Daß wir uns ſehnen lernen
Zurück zum Paradies.

O Gärtner treu und milde
Der alles kann und weiß,
Mach mich zu ihrem Bilde,
Mach mich ſo rein und weiß:
Dann kann ich droben froh
Als Lilienmädchen kommen
Und unter allen Frommen
In Unſchuld blühen ſo.

Das Marienblümchen.

Es blüht ein schönes Blümelein,
Das blüht auf grünen Auen,
Von innen und von außen fein,
Bald bunt, bald roth und bald schneeweiß,
Ist es des Lenzes früher Preis,
Des Herbstes letzte Freude.

Die kleinen Kinder, die es sehn
Sie klatschen in die Hände
Und schmeicheln: Gänseblümchen schön
O Tausendschön! ohn' Ende;
Sie winden es in jeden Kranz,
Sie treten drauf bei jedem Tanz —
Das süße Tausendschönchen!

Die holden Jungfrau'n, die es sehn,
Sie rufen: Sieh, Zeitlosen!
Sie können nicht vorüber gehn
Und müssen mit ihm kosen.
Das Blümlein ist der Jugend Bild,
Die noch in tausend Farben spielt:
O bunte Blumenjugend!

Und ſieht es ein verliebtes Herz
Auf grünen Anger prangen,
So fühlt es ſich von ſüßem Schmerz
Und ſüßer Luſt gefangen;
Maaßliebe, ruft es, her zu mir!
Und lehre mich der Jugend Zier
In Freude rein bewahren.

Und ſieht es eine fromme Frau,
Sie nennt's Marienblümchen,
Und herzt es: Schönſtes Kind der Au!
Und: kleines Gottesmühmchen!
Und betet zu dem Sternenglanz:
Laß mich, o Gott, im Engelkranz
So ſtill demüthig ſtehen!

So blüht das ſchöne Blümelein,
Das viele Namen träget
Und in der Demuth ſtillem Schein
So hohe Lieder heget.
Du, der das Blümlein ſchön gemacht,
Nimm deine Kindlein all' in Acht,
Daß ſie ſo lieblich blühen.

Schlafgesang für kleine Kinder.

Sußußußu! schlaft sanft, und süß,
Ihr Kindlein fromm und fein!
Der Gott der euch erwachen ließ,
Wiegt euch in Schlummer ein,
Er hat die kleinen Kinder gut
Und liebt sie wunderbar,
Und hält sie treu in sicherer Hut
Heut Nacht und immerdar.
Sußußußu! schlaft sanft und süß,
Ihr Kindlein fromm und fein!

In eurer Unschuld Paradies
Dringt keine Sorge ein,
Ihr thut wie bunte Blümelein
Des Nachts die Augen zu,
Und schlafet, bis der Morgenschein
Euch wecket aus der Ruh.
Sußußußu! wer singt so schön?
Die Englein weiß und rein
Zu'n Füßen und den Häupten stehn
Und stellen Wächter sein:
Die hohen Wächter thun so gern,
Was Gott der Vater will,
Und leuchten jeder wie ein Stern;
Dann wird die Welt so still.

Und still und züchtig, fromm und rein
Und frisch und licht und klar
Erquickt sie wunderbar;
Auch klingt es oft wie Harfenton,
Wie Geisterflüstern drein:
Die Kinder sind im Himmel schon
Bei'm lichten Sternenschein.

Sukkukku! schlaft sanft und süß,
Ihr Kindlein fromm und fein!
Gott, der euch heut erwachen ließ,
Wiegt euch in Schlummer ein;
Er hat die kleinen Kinder gut
Und hält so treue Wacht,
Daß alles sanft in Frieden ruht
In stiller tiefer Nacht.

An Elisa,

Als sie zum Weihnachtsgeschenk ein Gebetbuch und Arioßos Orlando Furioso erhielt.

Zwei Büchlein, liebes frommes Kind,
Vom heil'gen Christ beschert dir sind,
Das eine geistlich, das andre weltlich,
In Sinn und Worten beide ältlich.

Das weltlich war ein luſtig Buch
Berichtet der Abentheuer genug,
Wie weiland vor viel hundert Jahren
Die Welt iſt rund und rum gefahren:
Von Frauenweſen und Männerkraft,
Von Ritterthum und Ritterſchaft,
Von Kriegen, Tödten, Rennen, Stechen,
Von Kriegerkränzen und Lanzenbrechen,
Wie's in der Welt unehen geht,
Sieht's durch einander der Poet;
Prophetengabe, Zauberei,
Auch Schwänk und Poſſen mancherlei,
Leichtfertigkeit und treue Lieb
Schüttelt er zugleich aus Einem Sieb.
Doch wie es auch narrhaftig fällt,
Iſt alles doch zur Lehr geſtellt,
Daß ſich die Guten's Beiſpiel nehmen,
Die Böſen in ſich gehn, ſich ſchämen.

Das geiſtlich Büchlein ſtill und zart
Hat leiſe Stimm nach Frauenart,
Darf nicht viel prangen, klingen, reden,
Weiß nur das Singen und das Beten,
Und was im lichten blauen Zelt
Der Himmel für goldne Wunder hält,
Verſteht faſt wenig von der Erden,
Als wie wir ihrer ledig werden.

Aufging einmal ein ſüßes Licht,
Erſchien es nicht, wär's Büchlein nicht.
Das Lichtlein geht mit hellem Schein
Stets zu dem hellen Sternenreih'n,
Zum Paradies, zur Gnadenau,
Und nähret ſich von Liebesthau.
Was freundlich iſt in Gütigkeit,
Holdſelig, züchtig und beſcheiden,
Im Freuden ſtill und friſch in Leiden;
Was überwindet Gram und Schmerz
Und ſtählt mit Götterwehr das Herz;
Wie Demuth ſtark iſt in dem Schweigen
Und Engel ihr die Knien beugen;
Wie Weisheit untertritt den Tand
Und Unſchuld zuletzt beſitzt das Land;
Iſt etwas löblich, fromm und werth,
Das hat das Büchlein all erklärt.

Nun wünſcht es noch zum heil'gen Chriſt,
Der allen fröhlich kommen iſt,
Und auch zum lieben Neuen Jahr
Viel Freude heut und immerdar,
Und daß uns manches frohe Feſt
Der liebe Gott noch ſcheinen läßt.

Gott.

Es lebt ein Geist, durch welchen alles lebt,
Durch den die Sonne kreist,
Der Blumenbusch die goldnen Köpfchen hebt,
Den Lenz der Vogel preist;
Durch den das Menschenherz, das Wunderding,
Vor einem Wundern bebt,
Wann er es mächtig zu dem Sonnenring
Mit tiefster Sehnsucht hebt.
O Geist der Geister, knieend bet' ich an,
Was keine Zunge spricht.
Zieh, ew'ges Licht, den kleinen Funken an!
Er will zu deinem Licht:
Er floß vom sel'gen Götterlande aus
Herab zur Erdenflur,
Und sehnt sich ewig nach dem Sonnenhaus,
Nach himmlischer Natur;
Nach der Gespielen meister Engelschaar,
Die vor dem Höchsten stehn
Und alle Wahrheit, alle Wonne klar
Mit sel'gen Augen sehn.
O Geist der Geister, trage mich empor!
O mache ganz mich dein!
Es ist mein Vaterland, was ich verlor,
Der Himmel ist ja mein.

Kinderliedchen.

Unter Blumen spielen
Gern die kleinen Kinder,
Blumen sind süß und schön.
Wie der Sonnekindlein,
Wie den bunten Blumen
Soll den Kindern das Herzchen stehn.
Denn die Blumen heben,
Gern die Liebesäugelein
Liebend zum Lichte auf;
Wann die Sonne sinket,
Sinken sie in Schlummer,
Stehn zugleich mit der Sonne auf.
Wißt ihr, kleine Kinder,
Droben hoch auf Sternen
Blühen viel tausendmal
Tausend bunte Blumen,
Und die Englein winden
Kränze daraus im Himmelssaal.
Wann die Kinder schlafen,
Hängen sie die Kränze
Ihnen am Bettchen auf,
Und in goldnen Träumen
Schließt der ganze Himmel
Sich mit Sternen und Blumen auf.

Das Vögelein Genie.

Es war ein buntes Vögelein,
Das sang im hellen Sonnenschein
Pipi! Pipi!
Sein Schnabel war von lichtem Gold
Und Erd' und Himmel war ihm hold,
Das Vöglein hieß Genie.

Wo sich das Vöglein niederließ,
Gleich Klein und Groß mit Fingern wies:
Pipi! Pipi!
Und wann es zwitschernd weiterflog,
Gleich alles mit ihm von dannen zog
Und rief Genie! Genie!

So singt es in der Sommerzeit,
Doch als der Herbst die Blätter streut
Und Reif und Schnee,
Sind Rufer all' und Horcher fort,
Das Vögelein piept das Trauerwort:
O weh! o weh! o weh!

St. Petersburg,
Gedruckt in der Senats-Buchdruckerei.

Inhalt.

I) Bruchstücke einer teutschen Kronik.

a) Herrmann. . . . . pag. 1

b) Die Hunnen und die Völkerwanderung. — 30

c) Teutschland gegen Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts. . . — 79

d) König Friedrich der Zweite und sein Zeitalter. . . . . — 135

II) Gedichte, als Blüthenstaub über den Ernst historischer Facta gestreut. . . — 193

Auſſer einigen unbedeutenderen Fehlern bittet man folgende zu verbeſſern, die wegen der Entfernung des Verfaſſers vom Druckort entſtanden ſind.

Seite 49 Zeile 5 für Tragedie lies: Tragödie.
— 152 — 1 ſ. Urmachung l. Urbarmachung.
— 157 — 7 ſ. einzelen l. einzeln.
— — — 14 ſ. Land l. Band.
— 166 — 1 ſ. immer l. nimmer
— — — 21 ſ. auch l. noch
— 175 — 7 ſ. Wahr l. Wahn.
— 176 — 28 ſ. Erſte l. Ernſte.
— 177 — 10 ſ. Sumſen l. Sauſen.
— 189 — 12 ſ. achten l. lachten.
— 198 — 9 ſ. Hochzeitreim l. Hochzeitwein.
— 201 — 9 ſ. Wann l. Was.
— 209 — 6 ſ. Schläg' l. Schlüg'.
— 210 — 7 ſ. wölkten l. wölbten.
— 220 — 13 u. 16 für Zoren und Boren l. Zorne und Borne.
— 223 — 6 ſ. werden l. wenden
— 225 — 6 ſ. anwehn l. umwehn.
— 232 — 9 ſ. dicht l. nicht
— 234 — 16 ſ. Knabe l. Kind.
— 235 — 20 ſ. bloſen l. blaſen.

Seite 241 Zeile 11 f. preiſen l. prieſen
— 246 — 19 f. im l. ein.
— 248 hinter dem Vers Von innen und von auſſen rein ſetze den Vers hinzu: Gar lieblich anzuſchauen.
— 249 — 18 f. Lieder l. Bilder.
— 251 — 4 f. hinter dem Vers Und friſch und licht und klar ſetze den Vers hinzu: Zichts in die zarten Seelen ein.
— 253 — 7 hinter dem Vers Was freundlich iſt in Gütigkeit ſetze hinzu: Und lieblich in Sanftmüthigkeit.

Zueignung Seite 2 Zeile 5 f. Jugend l. Tugend.
— — — — 16 f. Parmeſſen l. Vermeſſen
— — 3 — 4 f. Thräuen l. Träume
— — — — 6 f. Herren l. Heroen
— — 5 — 1 f. fliege l. fliegt.

Xa 69304

B

die

For

Landsturm

l i cke

in

ukunft.

ſetzung

zu der

chrift

und Landwehr.

---

ro. 8.

Nur aus der
die Zukunft en
wärts, mit Se
die Zukunft ei

Daß das P
gierung ist: d
und arm zu m
handeln, als d
Sclaven — d
dieser für ihren
Uns nahm m
Handels und d
kung aller G
Brod, sende
nur mögliche
ches wir etwa
Wir mußten
gen, schwere
die Soldaten
gen verprovian
Korn, Gewe
Hanf, Theer,

Vergangenheit können wir
hüllen. Einige Blicke rück-
chkunde gethan, legen uns
n dar.

ineip der französischen Re-
e ganze Menschheit elend
chen, sie noch ärger zu be-
r grausamste Tyrann seine
enn wenigstens sorget doch
Unterhalt — wissen wir alle.
n durch die Vertilgung des
e daraus herstießende Stok-
werbe, nicht allein unser
n man quälte uns auf alle
let, dasjenige bischen, wel-
noch hatten, herzugeben.
ngeheure Steuern aufbrin-
Ein quartierungen tragen;
kleiden, besolden, Festun-
iren. Uns wurden unser
re, Eisen, Kupfer, Blei,
unsere Häuser u. s. w. mit

Gewalt genommen. Kurz, Niemand war Herr seines sauer erworbenen Vermögens. Täglich wurden unsere Häuser von Barbaren untersucht, und der Willkühr eines Jeden Preis gegeben. Unsere Großväter und Großmütter, Väter, Mütter, Söhne und Verwandte wurden in die härteste Gefangenschaft gebracht, Häuser abgebrochen, und dann noch durch unerhörte Exekution das genommen, was noch übrig geblieben war. Ach! wie viele Tausende hat der Menschenwürger ins Unglück gestürzt, um sich an den Thränen der Unglücklichen zu weiden. Damit seine teuflischen Befehle nach aller möglichen Grausamkeit in Ausführung gebracht wurden, wählte er zu Befehlshabern den Abschaum der Menschheit. Gebrannt-markte und Galeerensclaven sah man in goldgestickten Kleidern stolziren. Ganze Horden dieser Elenden kamen in Lumpen aus Frankreich, um sich vom Schweiß und Blut der edlen Deutschen zu sättigen; und bald sahe man sie in Gallakleidern. Daß man durch solche Behandlungen sich keine Liebe erwirbt, ist natürlich. Allein keiner von uns durfte sich, auch von weitem, merken lassen, es sey ihm nicht angenehm, sich berauben zu lassen, so war ihm die Kugel oder die Einkerkerung gewiß. Je-

der ſchwieg und trug das Joch geduldig.

Jetzt, nachdem wir durch die Güte und Gerechtigkeitsliebe mächtiger Verbündeten von unſerm Joche befreyet ſind, ſollen wir es nicht bey bloßem Dank und Jubel bewenden laſſen. Nein, wir ſollen bedenken: daß unſere Deutſchen Brüder, die über dem Rhein, noch in den Feſſeln der Tiranney ſchmachten, ſich auch nach ihrer Erlöſung ſehnen. Schon zwanzig Jahre haben dieſe Braven nach ihrer Befreyung geſeufzt. Noch nie hat einer derſelben die franzöſiſche Tiranney anerkannt. Der dortige Präfekt wurde nie anders von ihnen als der franzöſiſche Präfekt genannt. Auch die Franzoſen ſelbſt ſind der Tiranney müde. Sie haben das Glück, welches ihnen verſprochen wurde, kennen gelernt. Wer unter Ludwig Fleiſch eſſen und Wein trinken konnte, danket Gott, wenn er jetzt nur Brod und Waſſer hat. Wer ſich ſonſt ordentlich kleiden konnte, iſt jetzt in Lumpen gehüllt. Deßhalb wünſchen ſie, gleich uns, der tiranniſchen Regierung los zu ſeyn. Ihren Unterdrükker nennen ſie ſelbſt *le Coujon*.

Auf alſo, zu den Waffen! unſer Loſungswort ſey Freyheit oder Tod! —

Keinen müssen wir verschonen, der sich uns mit Waffen in der Hand entgegen stellt. Denn derjenige kann sich nur ernsthaft zur Wehr stellen, der von der Tiranney der Regierung Nutzen gezogen hat, noch zieht, oder ziehen will. Sollte wider Erwarten noch Einer seyn, bey dem die Gewaltthätigkeiten der Franzosen Recht finden oder der sie nur entschuldigen könnte, der sey von uns ausgeschlossen; er erhielte einen Paß und werde über die Gränze nach Frankreich gebracht, damit er in sein Elend komme.

Von der Schilderung unsers vorigen Zustandes habe ich nur ein schwaches Bild gegeben, indem ich vor Entsetzen schauderte, alle verübte Greuelthaten mit natürlichen Farben zu mahlen. Hat der Mordbrenner, Vandamm, nicht das unschuldige Lilienthal in Asche verwandelt? Wurden nicht angesehene Patrioten unter unsern Augen unschuldig erschossen? Wurden nicht zu drey Preußische Officiere, vom Schillischen Corps, weil sie die Befehle ihres unsterblichen Anführers befolgten, in Wesel, nach einem, ihnen, fremden Gesetze, gegen alles Völkerrecht, erschossen? Man kann aus diesem einzigen Beyspiele schon allein die

Grausamkeit und Willkührlichkeit der französischen Regierung abnehmen. Das französische Gesetz, wornach das Urtheil ausgesprochen wurde, heißet: „Ein Jeder, der mit bewaffneter Hand sich Güter auf den Landstraßen bemächtigt, soll mit dem Tode bestraft werden.“ Könnten wir nach diesem Gesetze nicht alle Douanen (deutsch Zöllner, nach der heiligen Schrift Sünder), und alle Controlleurs (deutsch Keller- und Tabakwarten), erschießen! Dieses fatale Gesetzbuch, begnügte sich nicht allein, mit bewaffneter Hand Güter auf den Landstraßen zu rauben, sondern drang sogar in das Innere der Wohnungen, und ließ selbst das Ehebette, welches allen Nationen heilig ist, nicht ununtersucht, um zu rauben und zu plündern. Würden wir an diesem Gesindel das Vergeltungsrecht ausüben, so hätte solches nicht mal Ursache zu klagen, indem es nach ihrem eigenen und nicht nach seinem dem Gesetze gerichtet würde.

Doch nein, wir sind keine Barbaren, wir wollen nicht Böses mit Bösem vergelten.

Mit der Geschichte in der Hand, wage ich es den Schleyer der Zukunft aufzuheben.

Unsere hohen Verbündeten, denen nur aller Völker Glück am Herzen liegt, werden, wenn selbige den Rhein überschritten haben, den Franzosen Frieden anbieten, indem sie nur verlangen, daß dieses Volk in seine alte Gränze zurückgehe, und sich dorten ruhig halten soll. Die französische Nation würde ohne Zweifel einen solchen ehrenvollen Frieden, der über ihr ganzes Land Segen verbreitete, gerne annehmen. Allein, ihr Unterjocher, aufgebracht, die ganze Welt nicht in Fesseln zu sehen, wird von einem Frieden nichts hören wollen, auch mit ihm seine Helfershelfer nicht. Diese Henkersknechte, die den Fluch der ganzen Menschheit auf sich geladen, werden fürchten, in ihr voriges Nichts zurückzukehren; selbige werden die ganze Nation durch Gend'armen zusammen treiben, und ihr glaubend zu machen suchen, in Deutschlands Unterjochung läge ihr Heil.

Wer solches nicht glauben will, dem wird eine Kugel lehren, daß der Tirann auch über den Glauben seine freche Hand ausstreckt. In den Festungen am Rheine wird man Franzosen zur Besatzung legen, die durch das häufige Erschießen und Einkerkern gelernt haben, blind zu folgen;

in den Straßen aufgepflanzte Kanonen und ſtarke Patrouillen finden, die Einwohner zu verhindern, mit zu ihrer Befreyung beyzutragen. Doch dem ohngeachtet werden die Feſtungen bald in unſern Händen ſeyn, und die Einwohner ſich mit uns, zu dem hohen Zwecke Frieden, Eintracht und Völkerglück herzuſtellen, verbinden. Sind wir bis an die alte Gränze vorgedrungen, ſo wird dem franzöſiſchen Volke abermals Friede angeboten werden. Allein umſonſt, wir werden genöthiget ſeyn, den Frieden mit den Waffen in der Hand zu erkämpfen. Die Nachkommen des edlen Tells werden mit uns tapfer für ihre Freyheit fechten. Holland befreyet ſich ſelber, ſo auch Brabant und Flandern. Die Befreyer Deutſchlands haben dem Wütherich und dem Mordluſtigen keine Zeit gelaſſen, dieſe Länder mit ſeinen Helfershelfern zu beſetzen.

Die Engländer und Spanier drängen von Süden in Frankreich, und die dort wohnenden Franzoſen werden ſie als ihre Befreyer aufnehmen. Ganz Italien ſchüttelt ſein Joch auf einmal ab. Es wird ſich die Wohlthaten der vorigen paufiſchen Regierungen erinnern, und mit Grauen an die Greuelthaten der jetzigen denken.

Dieses Andenken wird seinen gesunkenen Muth beleben, und in einem Nu wird es sich seiner Fesseln entledigen, ehe seine Tirannen Zeit haben, sich zu besinnen. Die Sicilianische Vesper wird sich erneuern. Alle Italiener werden sich mit der guten Sache vereinen, und gegen Frankreich die Waffen ergreifen.

So auf allen Seiten in das Innere von Frankreich gedrückt, wird der Korsikaner Paris noch eine Schlacht wagen wollen, die aber kaum angefangen, schon beendiget seyn wird, indem die Franzosen nicht mehr gegen ihr eigenes Wohl fechten wollen. Er selber wird nicht den Muth Sauls haben, um in sein eigenes Schwert zu fallen; er wird mit seinen Helfershelfern die Flucht nehmen, und nach seinem Vaterlande zu entkommen suchen; aber eingeholt und den Händen der hohen Verbündeten übergeben werden, die ihm — — — — —

Nun werden wir in Paris einziehen und ein Jeder das Seine, was ihm geraubt ist, wieder nehmen. Der Siegeswagen wird wieder das Brandenburger Thor in Berlin zieren. Die Ehrensäule, die zum Andenken unserer tapfern Vor-

ſahren auf dem Schlachtfelde in Roßbach ſtand, wird aus dem Invaliden-Hauſe genommen, und auf ihre vorige Stelle geſetzt werden u. ſ. w. Wir werden die Säulen und Gemählde, die der Korſe, uns zu beſchimpfen, errichtet hat, zu unſerer Ehrenrettung nehmen.

Frankreich wird unter einem würdigern Monarchen wieder glücklich werden. Die Künſte, unter welchen es ſo lange glücklich lebte, werden mit verjüngter Kraft aufblühen.

Nord-Amerika, deſſen Krieg gegenwärtig ganz ohne Zweck iſt, unterhandelt jetzt ſchon um Frieden; es wird thätig zu der allgemeinen Sache mitwirken.

Nur die Dänen allein ſtreiten noch gegen das Wohl der ganzen Welt; alſo gegen ſich ſelbſt. Ihr König hat eine zu ſonderbare Rolle geſpielt, als daß ſie nicht ein tragiſches Ende nehmen ſollte. Als ſich die Franzoſen mit ihrer Flotte zur Sperrung des Handels der Oſtſee bedienen wollten, boten ihm die Engländer ihre Hülfe zur Ausſtatt ſeiner Schiffe an. Er verweigerte ſeine Flotte herauszugeben. Die Engländer nahmen ſie mit Gewalt. Dem

ging das Schimpfen der Dänen an. Sie wollten nicht begreifen, daß man einen Brand, durch Wegreißung der Häuser, die dem Feuer nahe stehen, hemmen müsse. Als neutrale Macht griffen selbige das Corps des Obristen Schills in Pommern an; und ohne Kriegserklärung wollten sie den Marsch des Herzogs von Braunschweig-Oels mit dem Schwerte anhalten. Griffen auch wirklich seine Schiffe auf der Weser an, und freueten sich, als ihnen ein Schiff mit Effekten, durch Unwissenheit des Schiffers, in die Hände fiel. Der König erklärte, bey ihm gelte der Grundsatz: „Frey Schiff, frey Gut;" und kondemnirte Alle Schiffe, die in seine Gewalt kamen.

Hamburg gerieth durch die Dänen in die Hände ihrer Feinde.

Zuletzt setzte der König allem diesen, durch Abschließung eines Traktats mit dem französischen Chef, die Krone auf. Durch Unterzeichnung dieser Allianz, entsagte er der gerechten Sache und mit ihr seiner Krone.

Marschall Davoust, der sich durch Greuelthaten die Liebe seiner Untergebenen

erzwingen will, erpreßte von den Hamburgern Acht und Vierzig Millionen; hiermit noch nicht zufrieden, streckte er seine räuberischen Hände nach der Bank aus. Er, der sich jetzt noch täglich in dem Blute der Hamburger und Deutschen, die er erschießen läßt, badet; wird bald den gerechten Lohn seiner Thaten erhalten. Ehe vier Wochen vergehen, wird er auf dem Wege nach Sibirien seyn, seine Wuth an den Zobeln zu kühlen.

Die Dänen, welche einsehen, daß sie sich durch einen Krieg, den sie gegen ihr eigenes Beste unternommen haben, nur selber schaden, werden sich an die hohen Verbündeten schließen; sie werden einen Regenten erhalten, der sich schon früher als großer Mann zeigte.

Binnen einem Jahre werden wir in Paris seyn. Alsdann wird ein dauerhafter Friede, welchem das Gleichgewicht der Staaten zum Grunde gelegt ist, abgeschlossen. Die stehenden Heere vermindert, und nur so viel Truppen gehalten werden, als zur Aufrechthaltung der Gesetze erforderlich sind.

Die junge Mannschaft wird sich im

Scheibenſchießen üben, um dadurch mit dem Gewehre umgehen zu lernen.

Die Reichsverfaſſung, die auf einem guten Grunde ruhte, wird hergeſtellt.

Die Handlung, die große Feder in der Staaten uhr, wird blühen; kein Staat dem Andern Hinderniße in den Weg legen, und die Handlung lähmen. Diejenige Fabrik und Manufaktur wird den mehreſten Abſatz haben, welche ihre Fabrikate am beſten und wohlfeilſten liefert. Kein Zwang wird den Käufern auferlegt, wo ſie kaufen ſollen. Die Ausgaben des Staates werden ſich vermindern, Künſte und Wiſſenſchaften ſich neu beleben, und Jeder wird mit freudigem Geſichte in die Zukunft ſchauen können. Die Meere werden frey, kein Schiff mehr der Viktualien unterworfen ſeyn. Nur im Fall eines Krieges wird jede kriegführende Macht das Recht haben, die Schiffe, die nach dem Hafen ihrer Feinde beſtimmt ſind, zu unterſuchen, ob ſolche ihren Feinden auch verbotene Sachen zuführen wollen. Kriegsſchiffe werden den neutralen Handelsſchiffen nur beygegeben, um ſie vor Unrecht und Raub zu ſichern; nicht aber vor Unterſuchung. Keine Macht wird ſich

das ausschließliche Recht anmaßen, die Meere allein zu beherrschen. Kein Schiff, kein Gut, ist eine schön klingende Redensart, aber ohne Sinn. Der Staate deckt die Mannschaft, aber keineswegs die Güter. Keine neutrale Macht wird sich in der Folge erlauben, kriegführenden Mächten, Kriegsartikel zuzuführen, und also auch nicht murren, wenn ihre Schiffe von Schiffen der kriegführenden Mächte untersucht werden. Keine kriegführende Macht wird sich auch erlauben, Schiffe der Neutralen, unter nichtigen Vorwänden, aufzubringen.

Alle Religionen werden geachtet werden; denn wir dienen alle einem Gott, nur jeder auf seine Weise.

Recht! alles dieses Gute können wir mit bewirken, wenn wir uns als tapfere Männer sämmtlich bewaffnen. Auf daher, zu den Waffen! Zu den Waffen, für Vaterland, Glück und Ehre! Zu dem Kampfe, für die gerechte Sache! Unerschrocken wollen wir den Unterdrückern entgegen gehen. Zu siegen oder zu sterben für das allgemeine Wohl, sey unser aller Wille, sey unser Feldgeschrey! Ein jährliches Fest

wollen wir zum Andenken derjenigen feyern, die ruhmvoll in diesem heiligen Kampfe bleiben. Ihre Namen werden von den Kanzeln an diesem Tage abgelesen; damit ihr Andenken nie verlösche. Die ruhmvoll zurück kehren, sey Hülfe und Auszeichnung von denjenigen geweihet, die nothgedrungen zu Hause bleiben mußten, den Ackerbau, Fabriken, Manufakturen und den Handel zu betreiben.

Karl der Große gab uns unsere Freyheit.

Napoleon der Unglückbringende, nahm sie und trat sie mit Füßen.

Alexander der Gütige und Gerechte schenkte sie uns wieder.

Auf! laßt uns durch Thaten beweisen, daß wir dieses Geschenkes würdig sind, und es zu vertheidigen wissen!

Teutſche

Wehrlieder

von

E. M. Arndt

und

andern Verfaſſern.

1814

1.

Zuverſicht auf Gott.

Auf! die Schwerdter hell heraus!
Und die Herzen freh gehoben!
Noch ſteht Gottes Himmelshaus,
Noch ſchwebt Gottes Rechte oben,
Noch hält Gott das Weltgericht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Laßt die Fahnen luſtig weh'n!
Laßt die Trommeln muthig klingen!
Gott der Herr wird mit uns ſeh'n,
Und den Blitz der Rache ſchwingen,
Gott verläßt die Guten nicht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Tobe nur du Höllenheer!
Wüthet, mordet nur Tyrannen!
Gott zählt gleichwie Sand am Meer
Schmach und Räuberei von dannen,
Gott beſtraft den Böſewicht.
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Auf! mit Gott im Heldenmuth!
Auf für Freiheit und für Ehre!
Daß auf Erden weit und breit
Teutſche Redlichkeit ſich mehre.
Männer auf für Recht und Pflicht!
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Auf für's alte teutſche Land!
Auf für alte teutſche Treue!
Daß ſich Schwerdt und Herz und Hand
Dieſem heil'gen Kampfe weihe!
Gott, der Tyrannei zerbricht,
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Klingt denn Trommeln! Fahnen weht!
Herzen weht in lichten Flammen!
Für der Freiheit Majeſtät,
Für das Vaterland zuſammen!
Friſch hinein! und zaget nicht!
Gott iſt unſre Zuverſicht.

Arndt.

Der Fahnenſchwur.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Schwöret für die große Sache!
Schwört den heil'gen Schwur der Rache!
Schwöret für das Vaterland!

Schweret bei dem Ruhm der Ahnen,
Bei der teutschen Redlichkeit,
Bei der Freiheit der Germanen,
Bei dem Höchsten schweret heut!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Erd' und Himmel soll ihn hören
Unsern hehen Schwur der Ehren,
Unsern Schwur für's Vaterland.
Gierreich schwebe, stolzes Zeichen,
Das voran im Streite weht!
Keiner soll von hinnen weichen,
Wo sich dies Panier erhebt.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Wehe muthig, edle Fahne,
Daß sich jede Brust ermahne
Für das heil'ge Vaterland;
Mache, süßes Ehrenzeichen,
Alle Männer ehrenfest,
Daß sie tausendmal erbleichen,
Eh' nur einer dich verläßt.

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Heil uns dieser Ehrenweihe!
Ewig lebe, teutsche Treue!
Ewig blühe, teutsches Land!
Freiheit, teutsche Freiheit, schwebe
Um die Hütten, um den Thron!
Lug und Trug und Schande bebe!
Und zur Hölle fahre, Hohn!

Hebt das Herz! hebt die Hand!
Hebt sie zu der Himmel Meister!
Hebt sie zu dem Geist der Geister!
Hebt sie hoch vom Erdentand!
Daß wir's treu und heilig halten
In Gedanken, Wort, und That.
Gott muß doch zuletzt verwalten,
Was der Mensch beschlossen hat.

Arndt.

3.

Vaterlandslied.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwerdt, und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer im Tyrannenfeld
Die Menschenschädel spalten;
Doch wer für Land und Schande ficht,
Den hauen wir in Scherben,
Der soll im teutschen Lande nicht,
Mit teutschen Männern erben.

O Teutschland, heil'ges Vaterland!
O teutsche Lieb' und Treue!
Du hehes Land! du schönes Land!
Wir schwören dir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der freise Krah'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht,
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Teutsche, alle Mann für Mann
Zum heil'gen Krieg zusammen!
Und hebt die Herzen himmel,
Und himmelan die Hande,
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende.

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Floten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen rothen,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Teutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.

Auf! ſiege hohes Siegspanier
Voran den kühnen Reihen!
Wir ſiegen, oder ſterben hier
Den ſüßen Tod der Freien.

Arndt.

4.

Des Teutſchen Vaterland.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſt's Preußenland? iſt's Schwabenland?
Iſt's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſt's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſt's Baierland? iſt's Steierland?
Iſt's, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſt's, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was iſt des Teutſchen Vaterland?
Iſt's Pommerland? Weſtfalenland?
Iſt's, wo der Sand der Dünen weht?
Iſt's, wo die Donau brauſend geht?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer ſeyn.

Was ist des Teutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweitzer? ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl.
Doch nein! doch nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Teutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß, es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich.
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Teutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's, was der Fürsten Trug zerklaubt,
Vom Kaiser und vom Reich geraubt?
O nein! o nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Teutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die teutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es seyn!
Das, wackrer Teutscher, nenne dein.

Das ist das teutsche Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,

Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen sitzt.
Das soll es seyn!
Das, wackrer Teutscher, nenne dein!

Das ist das teutsche Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den franschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Teutsche heißet Freund.
Das soll es seyn!
Das ganze Teutschland soll es seyn!

Das ganze Teutschland soll es seyn!
O Gott vom Himmel sieh darein!
Und gieb uns rechten teutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es seyn!
Das ganze Teutschland soll es seyn!

Arn

5.

Der rechte Mann.

Wer ist ein Mann? — der beten ka
Und Gott dem Herr vertraut;
Er zaget nicht, wann alles bricht,
Dem Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann? der beten kann
Inbrünstig, wahr, und frei;

Denn dieſe Wehr trügt nimmermehr,
Die bricht kein Menſch inzwei.

Wer iſt ein Mann? der lieben kann
Von Herzen fromm und warm:
Die heil'ge Gluth giebt hohen Muth
Und ſtärkt mit Stahl den Arm.

Dies iſt der Mann, der ſtreiten kann
Für Weib und liebes Kind,
Der kalten Bruſt fehlt Kraft und Luſt
Und ihre That wird Wind.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Freiheit, Pflicht, und Recht,
Dem frommen Muth däucht alles gut,
Es geht ihm nimmer ſchlecht.

Dies iſt der Mann, der ſterben kann
Für Gott und Vaterland;
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

So, teutſcher Mann, ſo, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein mag Helfer ſeyn,
Von Gott kömmt Glück und Sieg.

Arndt.

6.

Der tapfere König von P

Der König von Preußen zieht r
Mit dreimalhunderttausend Mann;
Sie sehen so lustig und freudig aus,
Daß er die Welt wohl bezwingen kann
Und wie zu dem Zuge die Trommel k
Und wie die Fahne im Winde wallt,
Einem jeden das Herz in dem Leibe s
Einem jeden der Mund nur von Freud
Heidididei dideldei, dideldei, dideldei,
Einem jeden der Mund nur von Freud

Bei Lützen da hält er die erste S
Da bluhen die Maiblumen blutig roth
Da schlafet wohl mancher, der nie erw
Ein fauler Langschläfer ist der Tod.
Doch schlafen die Burschе gar lustig ei
Ein jeder nahm drei der Franzosen mi
Sie schlugen wie Donner und Wetter
Mit Sturmeswuth und im Sturmesschr
Heididei, dideldei, dideldei, dideldei,
Mit Sturmeswuth und im Sturmesschr

An der Katzbach auch hatt' es gar he
Da jagte der Blücher den Macdonald;
Da rissen die Franschen wie Hasen aus
Weil der alte Herr so gewaltig knallt;

Da deckten Zehntausend den grünen Plan,
Fünfundzwanzigtausend die streckten's Gewehr,
Viele Tausende schwammen die nasse Bahn
Des Stromes als Leichen hinab zum Meer.
Heididei, dideldei, dideldei, dideldei,
Des Stromes als Leichen hinab zum Meer.

Auch thaten's die Preußen bei Dennewitz,
Juchhei, dideldei, und dreimal Juchhei!
Da mißte der Mareschall Ney den Witz,
Und lief wie ein Teller Berlin vorbei.
Herr Marschall, Herr Marschall, wo wollt ihr hin?
Das ist nicht der Weg zu der Königsstadt,
Gen Norden da reiset ihr nach Berlin.
Doch er hört nicht, und läuft wie ein Wagenrad.
Heididei, dideldei, dideldei, dideldei,
Doch er hört nicht, und läuft wie ein Wagenrad.

Bei Leipzig sie hielten den letzten Tanz,
Der Franzosenkehraus der soll es seyn.
Drei Tage ward getanzt, sie verspielten's ganz;
Siebzigtausend nur kamen lebendig zum Rhein,
Siebzigtausend von vierhunderttausend Mann,
Die übrigen todt und gefangen all.
Alle Welt lebt den König, der Krieg begann,
Und der alte Blücher ward Feldmarschall.
Heididei, dideldei, dideldei, dideldei,
Und der alte Blücher ward Feldmarschall.

Drum Vivat der König von Preußen, der Held!
Drum Vivat der Blucher, der Feldmarschall!
Sie säeten Kugeln wie Erbsen ins Feld,
Und stutzten nicht ob dem Kanonenknall.
Auch Vivat der Bursche, der frisch hinterdrein
Treu folgte dem König, dem Feldmarschall!
Bald singen wir Heidideldei am Rhein,
Und treiben nach Frankreich die Jagd mit Schall.
Heidideldei, dideldei, dideldei, dideldei,
Und treiben nach Frankreich die Jagd mit Schall.

Paul Beck.

7.

Der siegreiche Feldmarschall Blücher.

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwerdt.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes seyn.

Er ist der Mann gewesen, als alles versank,
Der muthig hin zum Himmel den Degen noch schwang;
Da schwur er bei'm Eisen gar zornig und hart,
Franzosen zu weisen die preussische Art.

Den Schwur hat er gehalten: als Kriegsruf erklang,
Hui! wie der weiße Jüngling im Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue erhielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Wälschen das Haar stand gar kraus,
Daß Tausende liefen gar hastigen Lauf,
Zehntausend' entschliefen, die nie wachen auf.

Am Wasser von der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze, nicht Burg,
Da mußten sie springen gar wild über's Feld,
Hinterdrein ließ erklingen sein Hussa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane — o herrliche Schlacht! —
Da brach er den Franzosen entzwei Glück und Macht;
Da liegen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blucher ein Feldmarschall.

Drum blaset ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus,
Dem Glücke entgegen zum Rhein, über'n Rhein,
Du tapferer Degen, bis Frankreich hinein.

Arndt.

8.

Waffenlob.

Wohl dem, der helle Waffen trägt
Und hellen Muth in freier Bruſt,
Der Treue warm und innig hegt
Gleich einer ſüßen Braut der Luſt,
Dem Schlachtenklange lieblich klingen
Wie Vogel, welche lenzig ſingen!

Wohl dem, der Ehr' und Vaterland
Voran vor allen Dingen ſtellt!
Hoch ſteht er über Trug und Tand,
Er ſteht der freie Herr der Welt;
Denn für die ſtolze Kraft der Waffen
Hat Gott der Schöpfer Herrn geſchaffen.

Glückſelig, wer die edle Wehr
Im edlem Kampf gezogen hält!
Wer immer vorderſt ſteht im Heer,
Und vorderſt mit den Beſten fällt!
Das iſt der Tod der großen Seelen,
Wovon die Engel einſt erzählen.

Doch wehe, dreimal weh dem Knecht,
Doch dreimal weh dem feigen Mann,
Dem Furcht und Geitz die Seele ſchwächt,
Der feſten Schritts nicht ſchreiten kann,
Wo Kugeln, Probe tapferer Herzen,
Gleich Flocken Schnee im Winter ſcherzen!

Doch wehe, dreimal weh dem Knecht,
Den fesselt tückisch feiger Wahn!
Sein Leben schleichet matt und schlecht,
Das Unglück ist sein Tagesgespan,
Die Sorge geht mit ihm zu Bette,
Und Schande schleppt ihn an der Kette.

Drum selig, wem das Waffenspiel
Gefällt im freien frommen Muth!
Der Mann traf aller Freuden Ziel,
Der Mann fand aller Guter Gut:
Er kennt kein Schrecken und Verderben,
Wenn Feige tausend Tode sterben.

Ernst von Grabitz.

9.

Wehrmannslied.

Hinaus in's Feld!
Hinaus in's Feld, ihr Männer!
Es ruft das Vaterland.
Drum brauft, wie schnelle Renner
Durchstieh'n der Schranken Sand,
Brauft über Berg und Thal
Einmuthig allzumal
Für's Vaterland!

Hinaus in's Feld!
Hinaus mit hellen Freuden!
Es ruft das Vaterland.
Ihr duft die Schmach nicht leiden,

Den Druck der fremden Hand.
Brauſt über Berg und Thal
Einmuthig allzumal
Für's Vaterland!

Hinaus in's Feld!
Hinaus im Sturm, ihr Braven!
Es ruft das Vaterland.
Zerreißt das Band der Sklaven,
Das ſchnöde Hundeband.
Brauſt über Berg und Thal
Einmuthig allzumal
Für's Vaterland!

Hinaus in's Feld!
Hinaus ihr Hochgemuthen!
Es ruft das Vaterland.
Hinaus! hinaus! zu bluten,
Zu ſterben für das Land!
Brauſt über Berg und Thal
Einmuthig allzumal
Für's Vaterland!

Hinaus in's Feld!
Es ruft der Gott der Freien!
Es ruft das Vaterland.
Brauſt gleich den kühnen Leuen
Von edlem Zorn entbrannt,
Brauſt über Berg und Thal
Einmuthig allzumal
Für's Vaterland

Hinaus in's Feld!
Es ruft der Gott der Freien,
Es ruft das Vaterland.
Erhebt, den Streit zu weihen,
Zum hehen Schwur die Hand:
Zu stehn gleich Berg und Thal
Einmuthig allzumal
Fur's Vaterland.

Arndt.

10.

Ein Anderes.

Auf! ihr Männer, greift zur Wehr!
Greifet Sabel, Schwerdt und Speer,
Stellt das mordliche Geschoß,
Zaumt und sperrt das Kriegesroß,
Lasset die Karthaunen klingen
Und als Freiheitsglocken ringen.

Auf! ihr Manner, greift zur Wehr!
Scheut das Leben nimmermehr,
Setzt es treu und redlich drein,
So nur wird's gewonnen seyn,
Setzt es drein, und ohne Zagen
Laßt uns Gottes Schlachten wagen.

Auf! ihr Manner! greift zur Wehr!
Denn die Freiheit ruft so sehr,
Laut ruft Vaterland und Pflicht,
Und die Ehre schweiget nicht:
Alle schreien, rufen, mahnen
Krieger in des Kampfes Bahnen.

Auf! ihr Männer, greift zur Wehr!
Schreitet löwengleich einher,
Gegen Lug und Trug und Wahn
Tretet muthig auf den Plan,
Nicht in Faulheit dürft ihr schlafen
Als der Walschen feige Sklaven.

Auf! ihr Männer, greift zur Wehr!
Brauset, wie ein schaumend Meer,
Sauset, wie die Windsbraut heult,
Wie der Strom von Bergen eilt,
Flieget gleich des Blitzes Flammen,
Braust und sauft und fliegt zusammen!

Auf! ihr Männer, greift zur Wehr!
Nehmet Gott mit euch zum Heer:
Meint ihr's treu und ritterlich,
Gott laßt nimmer euch im Stich;
Wer es wagt auf Gott zu bauen,
Dem kann vor dem Tod nicht grauen.

Arndt.

11.

Wehrmannslust.

Trommeln und Pfeifen,
Kugeln und Degen
War ich gewogen von Jugend auf;
Rollen und schweifen
Kuhn und verwegen
Hin durch das Leben heißt Lebenslauf.

Hinter dem Ofen
Sitzen mit Weibern
Dauchte mir schmählich und feig und klein:
Schranzen und Zofen,
Bauchigen Leibern,
Doch keinem Manne das stehet fein.

Drum laßt es springen,
Drum laßt es brausen,
Drum braßle Hagel und Blitz zugleich!
Kämpfen und ringen,
Nirgendwo hausen,
Das ist dem Muthe das Himmelreich.

Vaterland süsses,
Rufst du die Söhne
Auf zu dem Kampfe? gleich bin ich da.
Wie Paradieses
Liebliche Töne
Schallt mir die Mahnung, gleich bin ich da.

Hör' ich's nicht tosen?
Hör' ich's nicht drauen?
Rufen die Walschen nicht Hohn und Spott?
Das sind Franzosen,
Und gleich den Leuen
Stürzen wir muthig drauf ein mit Gott.

Fröhliches Leben
Ruht auf dem Schwerdte.
Fahr wohl, Feinsliebchen! ich muß hinaus;
Fliegen und schweben

Ueber die Erde
Das ziemet Mannern: ich muß hinaus.
Freudigste Freude
Ruht auf dem Schwerdte —
Fahrt wohl, ihr Eltern! ich muß hinaus:
Hier auf der Scheide
Gruß' ich die Erde,
Die mich geb hren, der Mutter Haus.
Fahrt wohl, Getreue!
Stillet die Klage!
Komm' ich nicht wieder, so denket mein.
Dem ich mich weihe,
Mit dem ich's wage,
Gott bleibt im Leben und Tode mein.

Walter von der Vogelweide.

12.

Wer mag der rechte Spielmann seyn?
Wer zieht die hellsten Saiten auf?
Wer forderst steht im Schlachtenreih'n,
Wer vorderst rennt im Sturmeslauf:
Der ist von Jubals achtem Saamen,
Der Mann verdient den Spielmannsnamen
Juhhe! Spielemann!
Stimmet an!
Trommelklang!
Macht noch einen flinken Gang.

Wer mag der rechte Spielmann seyn?
Wer also lustig geigen kann,

Daß alle Tänzer hinterdrein
Ihm freudig folgen Mann für Mann:
Der iſt von Jubals achtem Saamen,
Der Mann verdient den Spielmannsnamen.
Juhhe! ꝛc. ꝛc.

Wer mag der rechte Spielmann ſeyn?
Wer unter Donnerſtrahl und Blitz,
Wann ſchlagen tauſend Wetter ein,
Nicht miſſet ſeinen Mutterwitz. ꝛc. ꝛc.

Wer mag der rechte Spielmann ſeyn?
Wer fröhlich bei'm Kanonenklang,
Wann tauſend Mauer Schrecken ſpei'n,
Noch hält des Taktes rechten Gang. ꝛc. ꝛc.

Wer mag der rechte Spielmann ſeyn?
Wer munter noch die Fidel ſtreicht,
Wann Tod, gehüllt in Flammenſchein,
In Millionen Kugeln ſleucht. ꝛc. ꝛc.

Drum ſpielt dem frohen Spielmann auf
Mit Kugeln und Kanonenknall,
Der vorderſt rennt im Sturmeslauf,
Der vorderſt tanzt den rothen Ball:
Er iſt von Jubals achtem Saamen
Und führt mit Recht den Spielmannsnamen.
Juhhe! Spielemann!
Stimmet an!
Trommelklang
Macht noch einen flinken Gang!

13.

Ermunterung.

Erwache edler teutſcher Zorn,
Erwache heller teutſcher Muth,
Berauſche dich im Himmelsborn
Mit Feuerkraft und Feuergluth,
Nimm Gottes Freude dir im Herzen,
Nimm Gottes Zeichen dir am Hut,
So kannſt du mit der Hölle ſcherzen
Und lachen in der Schlachten Wuth.

Der Satan ſteht mit ſtolzer Wehr,
Und prahlt, die ganze Welt iſt ſein,
Er ſchwinget trotzig Schwerdt und Speer,
Und braut, es ſoll gewonnen ſeyn;
Doch zeige ihm des Kreuzes Zeichen,
Doch zieh dein Eiſen aus mit Gott,
Gleich wird ſein ſchnöder Trotz erbleichen,
Gleich wird der blanke Lug zu Spott.

Drum auf, drum auf mit Gott dem Herrn,
Du teutſche Jugend wehlgemuth,
Aus allen Landen nah und fern,
Und brich den walſchen Uebermuth!
Drum auf mit heiligen Gebeten,
Und ſchwöre bei dem höchſten Hort,
Kein Feind ſoll teutſche Erde treten,
Den nicht dein ſcharfig Schwerdt durchbohrt!

Drum auf, drum auf zum heil'gen Streit
Für Freiheit, Recht und Vaterland!
Die Treue wahrt in Ewigkeit,
In Nichts zerrinnt der Hölle Tand;
Drum auf mit treuem teutſchen Herzen!
Drum auf mit altem teutſchen Muth!
Und mit der Hölle kannſt du ſcherzen,
Und lachen in der Schlachten Wuth.

Arndt.

Nr 2445

Hierin Zwei Facs. (vor S. 3.)

8.

Spät erblüht!

Spät erblühl!

Aufgefundene Gedichte

von

Ernst Morit: Arndt.

Herausgegeben

von

A. von Freydorf.

Leipzig,
Verlag von Th. Thomas.
1884.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Als Geistergruß aus jenen Sternenspähren,
Wo unsres Volkes Dichter ewig leben,
Will heiliger Psalmenklang die Welt durchschweben,
Der Erde Himmelsblüthen zu gewähren.

Verklungen längst, verklungen unter Zähren,
Läßt er in wunderbarem Traumeswehen
Die Harfe Trudt's noch einmal leis erbeben
Und den verklärten Sänger neu verklären.

So zieht denn hin, ihr spätgefund'nen Lieder,
Im Aufgang des Jahrhunderts schon gesungen,
Doch seinem Abendrothe erst erklangen.

Den Enkeln bringt der Väter Glauben wieder,
Und läßt auch sie, mit frommen Psalmenworte,
Zu klopfen an die Paradiesespforte!

Karlsruhe, 15. Oct. 1888.

M. v. Freydorf.

Carlsruhe, 1864.

Dieses Büchlein ist eine Reliquie
des deutschen Dichters

Ernst Moritz Arndt,

welcher 1812 durch Napoleon I
gezwungen nach Schweden zu-
-flichen, bei der Familie der-
-spacher in Karlsruhe, Stepha-
nienstrasse 10. lebenden Frei-
frau von Munk ein Asyl
fand und zum Dank dies
Liederbuch für Kinder dort
niederschrieb. Aus deren
Nachlass erhielt's

Jos. Vict. Scheffel.

Die gegenüberstehende Seite ist eine getreue Wiedergabe der Handschrift **Ernst Moritz Arndt's** aus dem Original-Büchlein; die vorstehende Seite die Wiedergabe eines Vorwortes für dasselbe von **Victor von Scheffel.**

Der Titel „Gebetbuch für zwei fromme Kinder" ist dem Inhalt des Büchleins seiner Zeit von E. M. Arndt selbst angepaßt worden.

Das Original-Büchlein erhielt die Unterzeichnete als Geburtstagsgeschenk von **Viktor v. Scheffel,** da dieselbe noch ein kleines Mädchen war. —

Die Herausgeberin.

18.

Traum ist das Leben,
Schatten von Träumen der Jugendlust,
Wolken verschwebend,
Also die Bilder der Menschenbrust,
Alles ist Wanken,
Sinken und Steigen,
Selbst die Gedanken,
Sterblicher, sind nicht dein eigen.

Doch willst du bauen,
bauen auf das, was vergänglich ist,
Doch willst du trauen
Dem, was das Mensch der Sekunde nicht,
Trug was betrügen
Scheinen und weben,
Träumend im Auge
Gebt ihr, das heißt dem Leben.

Gebetbuch

für

Zwey fromme Kinder.

1812

Jesus rief ein Kind zu sich und stellte es mitten unter sie, und sprach: Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Matth. 18, 2. 3.

1.

Gott, deine Kindlein treten
Mit Freuden zu dir hin.
Sie sammeln und sie beten;
Du weißt der Worte Sinn.

Was aus dem Herne quillet
Der nimmermehr versiegt.
Was ihnen selbst verhüllet
Im tiefsten Busen liegt.

Das lockst du hoch nach oben
In selliger Begier,
Du Milde dein zu loben
Und Güte für und für.

O du, der in den Höhen
Und in den Tiefen wohnt,
Laß kindlich uns verstehen,
Was überschwänglich lohnt.

Gieb Kinderherz und Worte
Und süßen Kindermuth:
So wird uns einst die Pforte
Der Himmel aufgethan.

2.

Du zündest die Sonnen,
Du zündest die Lichter des Himmels an,
Unsterbliche Wonnen
In sterblichen Brüsten du hauchest an,
Durch alle Naturen
Blitzt mächtig dein Strahl,
Auf irdischen Fluren
Und droben auf Sternen im englischen Saal.

Da wohnet die Freude,
Da wohnet die Unschuld, des Himmels Kind,
Wie Blumen der Haide
Erblühen vom lieblichen Frühlingswind,
So blühen und leben
Vom göttlichen Hauch
Die Seelen und heben
Entzückt zu dem Glanze das selige Aug'.

Da sinken die Dünste
Die täuschenden Nebel der Erde hin
Der Enkelen Künste
Umweben da nie den verklärten Sinn
O himmlische Höhen!
Wann schweb' ich zu euch?
Wann werd' ich ihn sehen
Den Größten, den Besten mit Sel'gen zugleich?

3.

Leichte Stunden meiner Tage,
Rauscht, o rauschet hin!
Denn mit keinem Glockenschlage
Stört ihr mir den Sinn.

Alles unter mir mag sinken
Sinken und vergehn,
Doch die Sterne droben blinken
Ewig mild und schön;

Und es winkt aus ihrer Ferne
Mir ein lichter Geist,
Der das Vaterland der Sterne,
Meine Heimath weiß;

Und es klingt in meinem Herzen
Mir ein sich'res Wort:
Mit der Erde magst du scherzen
Himmel dein ist dort.

O so fliehet leichte Stunden
Fliehet lustig hin!
Meinen Himmel hab' ich funden
In dem eignen Sinn.

I.

Du, der in flammende Gebete
Des Lebens höchste Kraft gelegt,
Und aus des Busens tiefster Stätte
Das Herz in süßer Sehnsucht regt:
Du aller Himmel höchster Meister,
Du alles Lebens höchster Schein,
O führe in das Land der Geister
Dein sehnend Kind zum Lichte ein.

Wo Myriaden Sonnen kreisen,
Der Morgenröthen Jubelklang
In tausendfach verschiednen Weisen
Ertönt, Ein seliger Gesang;
Wo Millionen Heil'ge knieen
Und schauen dir ins Angesicht —
O Vater! Gott! laß dort mich glühen
Am kleinsten Strahl von deinem Licht.

Denn ach! zur kalten Erde wollen
Die Himmelskinder nicht herab,
Und ihre goldnen Lampen rollen
Gefühllos über Sorg und Grab;
Der Wechſel hier vom Leid zum Glücke,
Vom Glück zum Leide iſt zu ſchwer:
Es bricht die zarte Geiſterbrücke,
Und Paradieſe blühn nicht mehr.

„Drum, Himmel neige! ſinke Erde
„Und irdiſch Leben unter mir!
„Daß ich ein weißer Engel werde,
„Steht, weiße Engel neben mir!
„Und helft im Glauben mir vollenden
„Der Erde mühevollen Streit,
„Und traget mich auf reinen Händen
„Empor ins Land der Seligkeit.

3.

Ein Blümlein ſteh' ich im Erdenthal,
Mich lockt die Sonne mit warmem Strahl,
Mit meinen Blättchen bublet der Wind,
Der Zephyr nennt mich liebliches Kind,
Und Thau und Regen erquicken mich;
Wohl jung und luſtig und ſchön bin ich,
Doch muß ich welken und ſterben.

Und wann ich endlich geſtorben bin,
So ſchläft und träumet mein kleiner Sinn
Im Winterwiegelein ſtill und fromm;
Dann kömmt der Frühling und rufet: komm!
Wach', Kindlein! ruft die Sonne dazu,
Wach' auf vom Schlummer, vorbei iſt die Ruh,
Sollſt wieder blühen in Freude.

6.

Zieh mich auf! zieh mich auf zu dir!
Du, der im Himmel wohnet.
O wie ſchön, o wie ſchön bei dir!
Der überſchwänglich lohnet.

Jugend flieht, Freude fliehet früh,
Glück wechſelt leicht abwendig;
Gott verſäumt, Gott vergiſſet nie,
Iſt immer gleich beſtändig.

Sei denn fromm, ſei denn ſtill in mir,
Mein Herz in ſüßer Freude!
Denn er wohnt, und er zieht in dir
Und kennt die Kindlein beide.

7.

Zwei Kinder ſitzen in Frühlingsluft
Und ſaugen Freude mit friſcher Bruſt.
Das Land iſt grün und der Himmel hell,
Und luſtig klingt es von Baum und Quell,
Und luſtig ſpielen die Kinder.

Da kömmt ein Engel in Herrlichkeit
Und bringt den Kindern ein Ehrenkleid,
Setzt Blumenkränzel in's blonde Haar,
Und windet ſo freundlich und ſieht ſo klar,
Als wär' er einer der Sterne.

Das Ehrenkleidchen iſt weiß und rein
Und leuchtet herrlich wie Sonnenſchein;
Das Kränzlein pranget von Blumen bunt:
Den Kindern wird es ſo wohl zur Stund,
Gar himmliſch leuchten die Kinder.

D'rauf herzt der Bote von oben ſie
Und ſpricht: Ihr Kinder beflecket nie
Das weiße himmliſche Ehrenkleid,
Und wahrt das Kränzlein allezeit;
So könnt ihr ſpielen in Freude.

So ſpricht er, drücket ſie warm an's Herz
Und küßt ſie, eilet dann himmelwärts.
Die Kinder fallen auf's Angeſicht,
Doch was ſie beten, ſie wiſſen's nicht,
Und küſſen das Kleid und das Kränzel.

Wir wandeln hier in Finsternissen
Und schaun vergebens nach dem Licht;
Nicht trösten mag uns, was wir wissen,
Und was wir können helfen nicht;
So wickelt ewig auf und ab
Sich Labyrinth aus Labyrinthen,
Und heute sehen wir verschwinden,
Was gestern süße Täuschung gab.

Doch liebt der Stolze seine Irre,
Der Eitle seinen Lügenschein
Und wickelt in das Truggewirre
Sich jede Stunde fester ein,
Verschmäht die Wahrheit für Gedicht,
Verschmäht die Flamme für den Schimmer,
Und hascht und sucht und findet immer;
Doch ach! sich selber find't er nicht.

O du, durch den die Sonnen brennen
Und leuchtend durch die Himmel gehn,
Gott, lehre du mich ſelbſt erkennen
Und meiner Künſte Lug verſtehn.
O hebe dein demüthig Kind
Empor mit deinen Liebesarmen,
Und laß ſein Herz in dir erwarmen,
Vor dem die Engel Stammler ſind.

Aus deines Lichtes reichem Meere
Floß einſt ein einz'ger Tropfen aus
Und zündete die Sternenheere,
Die Lampen all im Himmelshaus.
O einen Funken nur für mich,
Nur einen Schimmer von dem Glanze!
Und droben in dem Sternenglanze
Mit allen Sel'gen preiſ' ich dich.

9.

Es lebt ein Geist, durch welchen alles lebt,
Durch den die Sonne kreist;
Der Blumenbusch die goldnen Knöpfchen hebt,
Den Lenz der Vogel preist;

Durch den das Menschenherz, das Wunderding,
Vor eignen Wundern bebt,
Wenn er es mächtig zu dem Sonnenring
Mit tiefster Sehnsucht hebt.

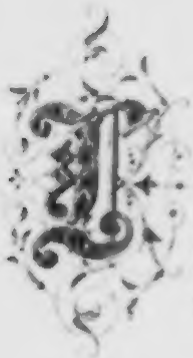
O Geist der Geister, knieend bet' ich an
Was keine Zunge spricht.
Zieh, ewiges Licht, den kleinen Funken an!
Er will zu deinem Licht.

Er floß vom ſel'gen Götterlande aus
Herab zur Erdenflur,
Und ſehnt ſich ewig nach dem Sonnenhaus,
Nach himmliſcher Natur;

Nach den Geſpielen weißer Engelſchaar,
Die vor dem Höchſten ſtehn
Und alle Wahrheit, alle Wonne klar
Mit ſeligen Augen ſehn.

O Geiſt der Geiſter trage mich empor!
Und mache ganz mich dein!
Es iſt mein Vaterland, das ich verlor,
Der Himmel iſt ja mein.

10.



ehr mich beten,
Gott der Herrlichkeit,
Kindlich vor dich treten,
Wie das Herz gebeut.

Mach' unschuldig,
Mache fromm dein Kind;
Denn die Welt ist schuldig
Uebervoll von Sünd.

Rein und selig
Wird, wer dir vertraut,
Gleich den Engeln fröhlich,
Hier schon Himmelsbraut.

Nach dem Bilde
Schufeſt du mich dein,
Vater aller Milde,
Laß' mich heilig ſein.

Nimm die Erde,
Nimm die Schuld von mir;
Daß ich Engel werde,
Wohne du in mir.

O Gedanke!
Himmelſchein von Licht!
Erd und Himmel wanke:
Gott verläßt mich nicht.

II.

Himmliche Mächte,
Zieht mich zur Wonne,
Zieht mich zum Himmel hinauf!
Lehrt mich das Rechte,
Kinder der Sonne,
Schließet die Wahrheit mir auf!

Seufzer und Thränen,
Fromme Gefühle
Winken zur Heimath zurück,
Stillet mein Sehnen,
Richtet zum Ziele,
Richtet das Herz und den Blick.

Nichtig und trübe
Tappet das Leben
Hier auf der irdischen Flur.
„Himmlische Liebe
„Mag es nur heben
„Wieder zur Götternatur.

Denn in dem Staube
Schmachtet gefangen
Göttlicher Funke nach Licht.
Hoffnung und Glaube
Schärfen Verlangen,
Aber sie stillen es nicht.

Engelein ferne,
Kinder der Sonne,
Zieht mich, o zieht mich empor!
„Ihr nur alleine
„Kennet die Wonne,
„Welche ich Arme verlor.

12

Es ſaß ein Kindlein in weißem Kleid,
Ein Kränzlein trug es der Herrlichkeit,
Von Roſen und Lilien ſchön gewunden
Solche Blumen ſind nicht auf Erden erfunden:
Auch war das Kindlein ſchön und ſüß,
Als käm' es aus dem Paradies.

Und wer das liebliche Kindlein ſah,
Dem wunderbarliche Luſt geſchah,
Als wär' er zum Himmel ſchon hoch erhoben
Und hörte Gott Vater von Engeln loben,
Und ſäh die Stern' im Jubelring
Laut preiſen den Schöpfer aller Ding.

Wohin das liebliche Kindlein kam,
Alle Zwietracht plötzlichen Abſchied nahm,
Und Liebe und Friede und ſtille Freude,
Als wär' es ſchon Himmel, erfreut die Leute.
Das Kindlein lieb, das dies gethan,
Gleich Gottes Engel all' empfahn.

Das Kind auf Erden die Unſchuld heißt,
Im Himmel auch iſt es hoch gepreiſt
Vor heiligen Mächten und hohen Thronen,
Die rings um den höchſten im Lichte wohnen;
Steht Gott zunächſt zur rechten Hand
Und wird ſein Liebling dort genannt.

Wenn alles Schöne geworden iſt
Durch Kindereinfalt zu jeder Friſt,
Die Sonnen und Monden und hellen Sterne,
Die leuchten und winken aus weiter Ferne,
Der Blumenkeim, das Menſchenherz:
Drum will es alles himmelwärts.

Dies Kindlein hab' ich gekonterfeit
Mit ſeinem Kränzlein und weißen Kleid,
Daß Glaube und Sehnſucht der ew'gen Liebe
Euch brünſtig zum Himmel der Freuden hübe.
Denn wer das Kindlein zu ſich hält,
Dem iſt das Herz gar wohl beſtellt.

Beſonders Kindelein fromm und zart
Und holden Mägdlein von ſtiller Art,
Auch freundlichen Spiegel den reinen Frauen
Ich habe dies Bildchen geſtellt zu ſchauen,
Daß drein ſie ſpat und frühe ſehn
Und werden gleich der Unſchuld ſchön.

13.

Hebe mich empor zu dir,
Der die kindliche Begier
Mir im tiefsten Busen zündet,
Daß mein Herz die Wahrheit findet,
Die dein heilges Wort verkündet:
Suchet mich, so findet ihr.

O verheißungsvolles Wort!
Sei mein Schild und sei mein Hort!
Sei mein Licht im finstern Staube!
In Verzweiflung sei mein Glaube!
Daß mir nicht die Wahrheit raube:
Gott ist hier und Gott ist dort.

Ach ich bin ein schwaches Kind,
Sehe viel und bin doch blind,
Wähne viel, und kann nichts wissen,
Suche Licht in Finsternissen,
Wanke, tausendfach gerissen
Hin und her vom Erdenwind.

Du, der einzig helfen kann,
Vater, nimm dich meiner an.
Helle mir Verstand und Augen,
Daß sie dich zu sehen taugen
Und aus deiner Liebe saugen,
Was die Bien' aus Blumen kann.

O mein Gott, ich fühle dich
Freundlich und herzinniglich!
O wie wohl wird mir von innen!
Erd' und Erdenqual zerrinnen,
Und mit allen meinen Sinnen
Fühle, habe, lieb' ich dich.

Fahre hin, du Erdenthal!
Schon bin ich im Himmelssaal,
Schwebe auf den sel'gen Höhen,
Wo die Zehnmaltausend stehen
Und den Lobgesang erhöhen
Mit den Frommen allzumal.

14.

immlische Auen,
Wo meines Daseins Wiege stand,
Eh' ich zu schauen
Ging das bethränte Erdenland,
Holde Gespielen,
Engel des Himmels kennt ihr mich?
Wähnen und fühlen,
Träumen mit euch nur das kann ich.

Aber die Wonne
Seliger nur vorüber rauscht
Hier, wo die Sonne
Gleich mit der Nacht die Stunden tauscht,

Hier, wo die Klage
Ueber der Todesurne schallt
Und mit dem Tage
Jugend und Schönheit vorüberwallt.

Traurig gefangen
Schmachtet die Seele auf zum Licht
Und ihr Verlangen
Stillet die Erde unten nicht.
Leuchten die Sterne,
Schau' ich nach oben sehnend hin;
Dort zu der Ferne,
Dort zu den Frommen steht mein Sinn.

Himmlische Auen
Wo meines Daseins Wiege stand,
Werd' ich euch schauen
Frei von eitlem Erdentand?
Süße Gespielen
Himmlischer Kindheit Engelein,
Werd' ich bald spielen
Mit euch droben den Ringelreihn?

Eija! wie fröhlich
Geht mir im Busen frisch das Herz!
Eija! wie selig
Seh ich versinken Erdenschmerz!
Ewige Lichter,
Strömet ihr Lebensgluth auf mich?
Engelgesichter,
Himmelgespielen, grüßt ihr mich?

13.

nter Blumen spielen
Gern die kleinen Kinder.
Blumen sind süß und schön,
Wie die Sonnenkindlein,
Wie den bunten Blumen,
Soll den Kindern das Herzchen stehn.

Denn die Blumen heben
Gern die Liebe-ängelein
Lachend zum Lichte auf;
Wann die Sonne sinket,
Sinken sie in Schlummer,
Stehn zugleich mit der Sonne auf.

Wißt, ihr kleinen Kinder:
Droben hoch auf Sternen
Blühen viel tauſendmal
Tauſend bunte Blumen,
Und die Englein winden
Kränze daraus im Himmelsſaal.

Wann die Kinder ſchlafen,
Hängen ſie die Kränze
Ihnen am Bettchen auf,
Und in goldnen Träumen
Schließt der ganze Himmel
Sich mit Sternen und Blumen auf.

16.

Ein Kindlein wollt Blumen pflücken gehn
Des Morgens früh im Thaue,
Und tausend Blümlein bunt und schön
Entblühten auf der Aue.
Lenz war es rings und Sonnenschein,
Und alle Blümlein groß und klein
Standen da in süßer Freude.

Und als das Kindlein tritt in's Feld,
Die Blümlein werden munter,
Und jedes gleich sein Köpfchen hält
Hinaufwärts und hinunter,
Wohin des Kindleins Händchen langt,
Und jedes Blümlein sehr verlangt,
In seiner Hand zu sterben.

Da plötzlich tritt ein Engel weiß
Gar freundlich zwischen beide,
Und spricht: „Gegrüßt der Jugend Preis!
„Und Blümlein auf der Haide!
„Voll Himmelsluft und Himmelschein!
„Von innen und von außen rein!
„Blumen schön und fromme Kinder.

„Willkommen, Veilchen still und zart!
„Willkommen, Lilie reine!
„Und Du, von Königinnenart
„Und Königin alleine,
„Du Rose, hohes Purpurroth!
„Euch Holde alle segne Gott,
„Wie er dies Kindlein segnet!“

Er drauf das Kindlein freundlich küßt
Und küßt die Blumen schöne;
Dann rauscht er, wie er kommen ist,
Dahin wie Saitentöne.
Das Kindlein blickt ihm brünstig nach
Und lauscht den Worten, die er sprach,
Und ruft: „Ach! Komm doch wieder!“

Und als er doch nicht wieder kömmt
So geht es traurig weiter
Und nichts die heißen Thränen hemmt,
Die fallen auf die Kräuter
Und auf die Blumen ringsumher:
Dem Kindlein wird das Herz so schwer
Und will ihm fast zerbrechen.

Da sieht! wie ein Himmelsschein
Fällt ihm ein Glanz entgegen
Es schießt ein helles Kränzlein
Herab als Himmelssegen
Und fällt dem Kindlein in den Schooß,
Ihm wird sein Herz in Freuden groß
Wohl ob dem lieben Kränzel.

Und diesen Kranz von Engelhand
Das Kindlein hat getragen
So lang es ging im Erdenland
In Nächten und an Tagen;
Das Kränzlein schön von Himmelsart
Hat weiß und rein das Kind bewahrt
Und ihm das Herz behütet.

So oft nun Kinder Blumen sehn
Sie sollen des Engels denken
Daß er auch ihnen welle schön
Ein solches Kränzel schenken.
Mit Erdenblumen spielt der Wind.
Doch Blumen die vom Himmel sind,
Die blühen unvergänglich.

17.

An ein frommes Kind

im Sommer 1809.

Was sollen fromme Kinder träumen?
Von Spielen mit freundlichen Engeln,
Von Reihen und Lilienguirlanden
Und Kränzen an himmlischen Bäumen.

Was sollen fromme Kinder wähnen?
Was ewig erfreut überschwänglich,
Was irdisch erblüht ist vergänglich
Und keimet in Sorgen und Thränen.

Was sollen fromme Kinder dichten?
Nicht irdisch das Erdengewimmel,
Ihr Leben will ewig zum Himmel
Mit Herz und mit Sinn und Gedicht [illegible].

Was sollen fromme Kinder lieben?
Die Unschuld die Tugend die Freude
Die Demuth im schneeweißen Kleide
Den Scheiden von himmlischen Trieben.

Wo sollen fromme Kinder wohnen?
Hoch oben auf leuchtenden Sternen.
Hoch oben in seligen Fernen
Sie wandeln mit blühenden Kronen.

Drum frisch, getreu ihr lieben Kleinen!
Lasst springen das Herzchen und klingen
Singet denn von schönen Dingen,
Wo ewige Sonnen auch scheinen!

Drum frisch, getreu ihr lieben Kleinen!
Dort geben die Guten und Frommen
Und rufen ein frohes Willkommen.
Dort sollt ihr mit Gott euch vereinen.

18.

Traum ist das Leben,
Schatten von Träumen der Jugend flieht,
Wolken verschweben:
Alle die Bilder der Wirklichkeit,
Alles ist Wanken,
Sinken und Steigen;
Selbst die Gedanken,
Sterblicher, sind nicht dein eigen.

Doch willst du trauen
Nimmer auf das, was vergänglich ist,
Doch willst du trauen
Dem, was das Maß der Sekunde misst

Lug aus Betrüge
Spinnen und weben.
Taumelnd im Fluge.
Eitler, das heißet dein Leben.

Saget denn Keiner
Mir, wie die Unruh' zur Ruhe wird?
Tröstet denn Keiner
Sehnsucht, die schmachtend im Busen girrt?
Himmlischer Glaube
Magst du nicht finden.
Wo auf dem Staube
Wir uns das Bleibende gründen?

Ach! nicht hienieden.
Nicht, wo in Gräbern die Wehe liegt.
Suche den Frieden.
Hier nicht, wo Freude mit Winden fliegt.
Arbeit und Thränen
Jedwedem weihe.
Aber dein Sehnen
Stelle zur himmlischen Klause.

Da gehn die Lichter,
Ewige Spiegel der reinsten Lust,
Liebende Richter,
Liebende Tröster der Menschenbrust;
Dahin gerichtet,
Was dich bedränget!
Da wird gelichtet
Eins, was dich dunkel umhänget.

Träume der flüchtigen Minuten,
Wie auf Fluthen
Mondenschimmer wechselnd bebt,
Wie auf grünen Sommermatten
Licht und Schatten
Flüchtig durch einander schwebt:

Also stürzt des Lebens Welle
Nacht und Helle
Wechselnd, sich in's eig'ne Grab,
Und das Liebste, was wir hatten,
Flieht als Schatten
Mit zur Schattenwelt hinab.

Stolzer Mensch, was ist dein eigen?
Wie ein Reigen
Lieblich, aber kurz verklingt,
So verklingt der Jugend Schöne,
Deren Töne
Nur die Wehmuthglocke ringt.

Was ist Liebe? süßes Sehnen,
Banges Wähnen,
Recht des eitlen Traumes Traum;
Die unsterblichen Gewalten
Willst du halten?
Und du hältst dich selber kaum.

Was ist Schwur und feste Treue?
Wolkenbläue
Wechselt nicht, wie Menschenwort;
Und du nimmst, was auf dem Sande
Steht, zum Pfande?
Doch wie Sand, so fliegt es fort.

Das Unendliche ergründen
Willſt du? finden,
Was die Weltenräder ſchiebt?
Weiſe hab' ich viel vernommen,
Doch beklommen
Lernt' ich, daß es keine giebt.

Deine Kunſt, dein eitles Wißen:
Teufelskißen
Iſt es leerer Eitelkeit;
Dennoch weckſt du Dunſt aus Dünſten
Mit Geſpinſten
Webſt du golden dir dein Leid.

Ach! wo willſt du Rettung finden
Unter Blinden,
Wenn du dich noch ſehend meinſt?
Wenn du thöricht, und vermeßen,
Das Vergeßen
Deines Himmels nicht beweinſt?

Auf aus Nacht der Eitelkeiten
Zu den weiten
Welten, leuchtend über dir!
Aus des Lebens reinen Quellen
Trinke hellen
Himmelsgeist und Lichtbegier!

Trinke heitern Geist der Wahrheit
Und in Klarheit
Wird die Täuschung vor dir stehn;
Weinen wirst du bittre Thränen,
Doch dein Sehnen
Wird durch alle Himmel gehn.

Und von Gottes goldnen Kerzen
Zünd' im Herzen
Sich die Flamme keusch und rein,
Die unsterblich Leben fodert,
Aufwärts lodert
Durch der Erde Nebelschein.

Auf mit Götterangeſichte
Zu dem Lichte,
Zu dem Lichte alles Lichts!
Wo die tauſend Sonnen brennen,
Lern' erkennen:
Er iſt alles, du biſt nichts.

Und von finſtern Erdenſtaube
Hebt der Glaube
Rettend deine Seele auf;
Erde ſinkt und ihr Gewimmel,
Und der Himmel
Thut ſich der Erlöſten auf.

20.

Abendlied.

Der munt're Tag iſt wieder ſtill,
Und alles ſchlafen gehen will,
Das Wild auf weichen Mooſes Flaum,
Der Vogel auf den grünen Baum,
Der Menſch in ſeine ſtille Kammer,
Zu ruhen aus von Müh' und Jammer.

Doch tritt er aus der Hüttenthür
Zuvor noch in die Nacht herfür,
Sich dreifach ernſt bereiten muß
Mit Liebesdank und Liebesgruß,
Muß ſehen, wie die Sterne blinken,
Und noch den Odem Gottes trinken.

Du, der von oben Wache hält,
Du frommer Vater aller Welt,
Vernimm mein ſtammelndes Gebet,
Das zu den hellen Sternen geht.
Wollſt mich von deinen Sonnenkreiſen
Im rechten Beten unterweiſen.

Ich war den Tag in deiner Hut,
Behüt' auch heut mich, Vater, gut
Vor Sünde und vor Eitelkeit
Durch deine milde Gütigkeit;
Denn was den Leib mir mag befallen,
Das iſt das kleinſte Leid von allen.

O ſende von dem Sternenſchein
Den liebſten Engel zu mir ein
Als Friedensboten unters Dach,
Als Wächter in mein Schlafgemach,
Daß alle Sinne und Gedanken
Sich nur in deinen Himmel ranken.

Dann geht der Tag so luſtig fort,
Dann iſt die Nacht ein Liebeswort,
Dann iſt der Morgen Engelgruß,
Daß alles Böſe weichen muß.
Und wir hienieden ſchon auf Erden
Wie lichte Kinder Gottes werden.

Und fällt der letzte Abendſchein
Einſt in das müde Aug' hinein,
Sehnt meine Seele ſich hinauf
Zum ewig ſel'gen Sonnenlauf,
So werden alle Engel kommen,
Mich heimzuholen zu den Frommen.

21.

Morgenlicht.

Die Nacht iſt nun vergangen,
Der Morgen ſteht ſo herrlich da,
Und alle Blumen prangen
Und alle Bäume fern und nah;
Auf Feldern und auf Wieſen,
In Wald und Berg und Thal
Wird Gottes Macht geprieſen
Von Tauſenden zumal.

Die frommen Nachtigallen
Sie ſingen laut im Freudenklang;
Die Lerchen höchſt vor allen
Zum Himmel bringen ſie Geſang;

Der Kukuk auf den Zweigen
Und auch der Zeisig klein
Sie woll'n sich dankbar zeigen,
Will Keiner der letzte sein.

Und ich? ich sollte schweigen,
Ich Gottes reiches Ebenbild,
Durch das mit Liebesneigen
Der Feuerstrom der Gottheit quillt?
Dem er die Sternenlichter
Zur Brüderschaar geweiht,
Und Engelangesichter
Verklärt in Herrlichkeit?

Das Wild im grünen Walde
Der Vogel auf dem grünen Baum
Sie sängen alle balde
Dem Vater über'm Sternenraum?
Es summete die Imme,
Das Würmchen seine Lust?
Und ich hätt' keine Stimme
Des Lobes in der Brust?

Mein Vater aller Güte!
Du meiner Seele Freudenlicht!
Wie gern will mein Gemüthe!
Doch meine Worte können nicht.
Wer mag dich würdig preiſen,
Durch den die Welten ſind,
Von dem die tiefſten Weiſen
Kaum lallen wie ein Kind?

„O du, laß mich auch heute
„In deiner Liebe wandeln treu,
„Daß ich der Sünden Beute,
„Der Eitelkeiten Spiel nicht ſei;
„Laß mich nach deinem Bilde
„Den Weg der Tugend gehn,
„So wird der Tag mir milde
„So kömmt der Abend ſchön.

22.

Stürme brauset!
Führt mich doch nicht weg;
Wellen sauset!
Ueber euch geht mein Steg:
Schwellt ihr höher,
Höher steigt er auch,
Wolken näher
Und dem Sternenhauch.

Locke, Lode!
Locke, Eitelkeit!
Sieger werde
Leicht ich in eurem Streit,

Eure Freuden,
Eure bunte Kunst,
Eure Leiden
Selber sind nur Dunst.

Unvergänglich
Heisst, der mich stählt,
Ueberschwänglich,
Der sich mir anvermählt.
Wer mag streiten,
Wo die ziehn in's Feld?
Wo sie schreiten,
Lebt der stärkste Held.

Darum brauset,
Erdenstürme wild!
Wellen sauset
Sturm, daß es überschwillt!
„Meine Streiter
„Tragen mich hinaus
„Durch die Scheiter
„In der Engel Haus.

„Süßer Friede
„Weiche nicht von mir!
„Ich bin müde
„Wilden Getümmels hier.
„Mich verlanget
„Nach dem Himmelslicht,
„Wo das pranget,
„Was mir hier gebricht.

23.

Wer hat den Sand gezählt.
Welcher im Waſſer hauſt?
Wem hat kein Blatt gefehlt,
Wann der November brauſt?
Wer weiß im Januar,
Wie viel der Flocken wehn?
Wie viele auf ein Haar
Tropfen in's Weltmeer gehn?

Wer mißt den Ocean,
Wo er am tiefſten fließt?
Wer mag die Strahlen fahn
Welche die Sonne ſchießt?
Wer holt das Lichtgeſpann
Fliegender Blitze ein?
Nenne den Wundermann!
Keiner mag größer ſein.

Gott ist der Ohnezahl
Vor dem die Zahl vergeht,
Der durch den Sternensaal
Sonnen wie Flocken weht,
Gott ist der Ueberall.
Gott ist der Ohnegrund,
Schneller als Licht und Schall
Tiefer als Meeresgrund.

Sandkörner zählest du,
Nimmer die Freundlichkeit;
Weltmeere mißest du,
Nie die Barmherzigkeit;
Sonnenstrahl holst du ein,
Nimmer die Liebe doch,
Womit sein Gnadenschein
Sündern entgegen flog.

21.

Als ich ein Kind war.
Was sah ich für Farben!
Himmlische Schimmer
Glänzten im Abendschein.
Glänzten im Morgenroth.
Und wann der Schlaf sonst
Einwiegte die Äuglein,
Gingen nicht Sonnen und Sterne
Dem träumenden Seelchen
Auf? Götterlichter.
Ach! der himmlischen Heimath
Selige Spiegel.

Als ich ein Kind war,
Was fand ich für Blumen!
Nicht bloß die blauen
Lieblichen Veilchen,
Nicht dich rothe Rose
Blumenkönigin allein,
Nicht auch ihr schneeweißen
Unschuldkinder,
Lilien, allein.
Ach! noch zehntausend
Andere und andere,
Schöner und duftender
Blühten hier unten.
Wo sind sie blieben?

Als ich ein Kind war,
Was hatt' ich für Gespielen!
War nie alleine.
Einsam im grünen Wald,
Einsam im Felde.
Wer warst du, bunte Blume?
Wer, du kleines Bäumchen?

Und du auf den Zweigen
Singendes Vöglein?
Waret ihr nicht Engel?
Freundliche Engel Gottes,
Mitfühlend, mitſpielend?
Ach! du, die ſo ſchön war
Junge, lebendige Welt:
Wo gingeſt du hin?

Als ich ein Kind war,
Was hatt' ich für Träume!
Kann ich es nennen,
Was Namen nicht hat?
Kann ich euch zeigen,
Unvergängliche Bilder
Himmliſcher Schönheit?
O meine Sehnſucht
Kennet euch noch, und die nimmer
Ruhet in mir, meine Liebe.

Himmlischer Vater,
Du, der uns alle
Seine Kinder nennet,
Dessen Geisteratheme
Gebilde wir sind,
O mache mich wieder
Wie ein unschuldiges Kind!
Ach! nur ein Lallen,
Ein leises Stammeln
Jener Kinderspiele!
Nur einen Schimmer
Jener Gestalten!
Ein Ton jener Klänge!
„O warum blieb ich
„Nicht ewig ein Kind!

25.

Gottes süße Liebe,
Gottes freundlich frommes Herz,
Ziehe meine Triebe
Alle himmelwärts.

Unten sind nur Thränen,
Unten ist nur eitel Lug,
Ungestilltes Sehnen,
Täuschung nur und Trug.

Unten ist nur Mühe,
Kampf nur, wenn's am besten ist,
Bader früh und frühe,
Daß man dein vergißt.

Alle gleich den Blinden
Tappen wir in Finsterniß.
Können dich nicht finden
In der Finsterniß.

O du reiche Quelle,
O du Brunnen jeder Lust!
Mache mir es helle,
Hell in Aug' und Brust.

Liebe, süße Liebe,
Aus dem Dunkel mich zum Licht,
Alle meine Triebe
All mein Angesicht.

Gottes Liebe, ziehe
Zieh in dich mich ganz hinein,
Daß ich hier schon blühe
Wie ein Himmelreich'n.

Gottes Liebe, Spiegel
Aller Freude, alles Lichts,
Gieb mir Sonnenflügel,
Zu entfliehn dem Nichts;

Daß ich gleich der Lerche
Flieg empor in's Sternenhaus
Ueber Thal und Berge
Und die Welt hinaus.

26.

O du süßes Engelbild,
Das mir Sein und Seele füllt,
Himmelsglanz von besseren Sphären,
Friedensbote hoher Ehren,
Meine Sehnsucht, mein Verlangen
Sprich, wo bist du hingegangen?

O wie war mit dir es süß!
Alle Welt ein Paradies,
Eitel Friede, eitel Freude,
Was erzählten wir uns beide
Von den wunderbaren Dingen
Jenseits, wo die Sterne klingen!

Kehre wieder, komm zurück,
Alte Unschuld, altes Glück!
Daß die bösen Schatten weichen,
Die mir Gottes Sterne bleichen,
Daß die wilden Triebe schweigen,
Die mich zu der Sünde neigen.

Tröste dein verwaistes Kind!
Ach der kalte Erdenwind
Hat es genug in Finsternissen
Irrend hin und her gerissen;
Komm, du lieblich Kind der Frommen,
Laß den Frieden wiederkommen.

Ach! ich sehne mich so sehr,
Wie der Schwan nach stillem Meer,
Wie der Hirsch nach frischen Quellen
Nach den grünen Höhn, den hellen
Auen, wo die Blumen stehen,
Die wir nur in Sehnsucht sehen.

Gottes Liebe fasse mich!
Gottes Liebe halte mich!
Dir allein laß mich vertrauen,
Dich nur wähnen, dich nur schauen,
Dich nur fühlen, dich nur träumen,
Höchster Glanz in Sonnenräumen.

27.

Frühlingslied.

Frisch auf, liebe Kinder! es ist Maientag!
Heute sei fröhlich, wer froh sein mag!
Frisch! alle zu den Blumen hinaus!
Der Himmel öffnet sein Sternenhaus,
Alle Englein kommen mit Prangen,
Sie wollen den Frühling empfangen.

Frisch auf, liebe Kinder! es ist Maientag!
Seht wer das Schönste sich pflücken mag:
Demuth, das Veilchen, lächelt so blau,
Die Unschuld winket als Lilie im Thau,
Und die Rose, die himmlische Liebe
Auf Dornen trauert sie trübe.

Frisch auf, liebe Kinder, es ist Maientag!
Horcht, was der Engelgespiele sprach:
„Schön bist du Erdenmaitag und süß
„Das holde Bildniß vom Paradies.
„Aber auf himmlischen Blumenauen
„Ihr sollet Schöneres schauen.

O du süßer Himmel und dein Maientag!
Seliger, himmlischer Maientag.
Droben verwelket Demuth nicht mehr;
Die Unschuld klagt nicht; die Welt ist leer.
Und die Rose, die himmliche Liebe,
Sie steht auf Dornen nicht trübe.

O du süßer Himmel und dein Maientag!
Glücklich, wer schon deine Blumen brach!
Frisch! alle zu den Blumen hinaus!
Der Himmel öffnet sein Sternenhaus,
Und die Engel wollen mit Kranzen
Die frommen Kinder empfangen.

28.

O wie sehr thut mich verlangen
Nach den süßen Himmelsauen,
Wo die Tage selig prangen,
Wo die Nächte Wonne thauen,
Wo die Unschuld und die Freude
Stehen als die Wächter beide.

O wie sehr thu' ich mich sehnen
Nach den süßen Paradiesen,
Nie benetzt von Trauerthränen,
Wie die kalten Erdenwiesen,
Himmelsrosen, Himmelsnelken
Blühen dort, die nie verwelken.

O die schönen Reigentänze
Welche selige Engel schwingen!
O die immer grünen Kränze
Die der Frommen Haar umschlingen!
Land der Sehnsucht! Land der Frommen!
O wann werd' ich zu dir kommen.

Ach! die Erde ist ein Schwanken
Auf und ab von Rub' zum Streite.
Himmel wollen die Gedanken,
Doch die Sünde stellt auf Beute!
Drinnen lechzet Sternenliebe,
Draußen locken Erdentriebe.

O du süßer Himmelsfrieden!
Komm du ewiglich Gebilde!
Führe doch den Streitesmüden
Wieder auf die Ruhgefilde,
Wo wir zwei als Kinder spielten
Und nur Lust und Unschuld fühlten.

O wie schön auch diese Auen,
Könnten Menschen ruhig werden,
Selig nach den Sternen schauen,
Fröhlich wirken auf der Erden,
Wie die frommen Halcyonen
Auf den stillen Wellen wohnen.

Darum, süße Freude, kehre
Mit den Kinderfreuden wieder!
Stiller Engel komm' und lehre
Mich die alte Unschuld wieder,
Daß ich schon auf diesen Auen
Kann das Leben Gottes schauen.

29.

Gott ein kleines Kind bin ich,
Lehre mich einfältiglich,
Lieber Vater vor dich treten,
Lehre du mich selber beten,
Daß mein Busen überfleußt
Von der Wahrheit und vom Geist.

Von dem stillen milden Geist,
Den dein lieber Sohn verheißt
Der nicht kömmt, um uns zu richten
Der mit Glauben und Gesichten
Hoher Sehnsucht alles füllt,
Worin nur dein Athem quillt.

Alles Gute kömmt von dir.
Alles Schöne für und für.
Gieb mir auch, daß ich's erkenne
Und in deiner Liebe brenne
Welche, unergründlich tief
Durch die Welten Gnade rief.

Gottes Liebe, Gottes Wort!
Du mein Schild und starker Hort!
Ritterliche Himmelswaffen
Uns von Schanden aufzuraffen
Worin Sündenelend hält!
Gottes Liebe, Heil der Welt!

Gottes Liebe, Heil der Welt!
Licht, das alle Blindheit hellt!
Liebe, Demuth, Hoffnung, Glaube
Kommt und hebt mich aus dem Staube
Aus der Eitelkeiten Nacht
Auf zu hellen Sternenpracht.

Auf zur frohen Engelschaar,
Hin wo meine Heimath war,
Daß ich auf den lichten Höhen
Ihn von Angesicht mag sehen,
Ihn, den milden guten Geist
Der der Kinder Vater heißt.

Denn ein kleines Kind bin ich,
Darum, Guter halte mich!
Starker, wollteſt für mich streiten,
Milder, wollt mich liebend leiten,
Bis ich selig für und für
Wohne immerdar bei Dir.

30.

Lockst du mich, du Gottesfrieden,
Zu den schönen Himmelsauen,
Die wir dunkel ach! hienieden
Nur in blassen Schatten schauen?
Lockst du mich, o Sehnsucht, immer
Wie die Frommen Glockenläuten
Wieder hin zum Sternenschimmer?
Wieder hin in alte Zeiten?

In die Zeiten, die vergangen,
In der Seelen Kindertage,
Dahin schmachtest du, Verlangen,
Dahin, Herz, mit jedem Schlage?
Ja, der Funke will zur Sonne,
Und die Seele will zum Himmel,
Zu des stillen Lebens Wonne
Aus dem wilden Erdgetümmel.

Nun es ist kein Wahn der Träume,
Ist kein Irrlicht düstrer Nächte:
Mein sind jene Sternenräume,
Mein sind jene Götterrechte,
Fremdling bin ich nur im Staube,
Meine Heimath such' ich wieder,
Meine grüne Himmelslaube,
Meine Himmelsblumen wieder.

Was soll ich hienieden streben
Zwischen Kummer stets und Freude,
In dem unruhvollen Leben
Der Minuten schnelle Beute?
Wie die Vöglein auf den Zweigen
Wechselnd hin und wieder fliegen,
Schwebt des Menschen Thun und Neigen,
Schwebt sein Leiden, sein Vergnügen.

Was soll ich hienieden finden,
Das die heiße Liebe stillet,
Wo die Unruh' wilder Sünden
Aus der Erdenfreude quillet?

Wo wir heute laſſen müſſen,
Dem wir geſtern angehangen;
Wo Begierde und Gewiſſen
Sind in tiefem Krieg befangen?

Was ſoll ich hienieden ſchaffen
Hier wo nichts beſtändig bleibet,
Wo vom Staub und Blut der Waffen
Stets die trübe Rennbahn ſtäubet?
Wo die Lüge auf dem Throne
Gaukelnde Orakel ſinget,
Und mit blut'ger Dornenkrone
Wahrheit kaum vernommen klinget?

Fahre hin du Land der Thränen!
Hin, du Land der ſüßen Lügen!
Damit wir nach oben ſehnen,
Darum muß du viel betrügen,
Damit wir das Feſte wollen,
Darum muß in dir nichts bleiben,
Alles durch einander rollen
Und die Welle Wellen treiben.

Locke stiller Gottesfrieden!
Süße Sehnsucht schweige nimmer!
Wer hat Himmelsfrieden hienieden
Auf der Nichtigkeiten Trümmer?
Daß die Seelen inne werden
Unter Zittern, unter Bangen:
Wahres giebt es nicht auf Erden,
Jenseits sollen wir erlangen.

31.

Spielet, kleine Kinder,
Spielt in süßen Freuden,
Spielt in Gottes Frieden.
Auch ein Theil von Leiden
Ist euch wohl beschieden;
Thau auch braucht der Blüthe:
Euer Vater ist ein Gott der Güte.

Spielet, kleine Kinder,
Spielt in süßen Träumen,
Wie die Engel spielen
Unter Blüthenbäumen.
Einst wie Sterne fielen
Eure Seelchen nieder
Von dem Himmel, gehn zum Himmel wieder.

Spielet, kleine Kinder
Sorgt nicht für den Morgen
Spielt in süßer Freude
Gott wird selber sorgen
Morgen so wie heute!
Gott der Fromme, Milde,
Der euch fröhlich schuf nach seinem Bilde.

Spielet, kleine Kinder,
Erde ist ein Schemen,
Schatten ist das Leben,
Laßt euch das nicht grämen.
Auf den Sternen schweben
In dem schönen Himmel
Werdet ihr nach irdischem Gewimmel.

32.

Ich bin so traurig in dem Herzen
Und weiß nicht mehr wohin noch her.
In meinen Innern braust von Schmerzen
Ein weites, kaltes, ödes Meer.
Es treibt mich Sehnsucht und Verlangen
Vom Süd zum Nord, vom Ost zum West,
Gleich einem Menschen, der von Schlangen
Im Busen trüg' ein ganzes Nest.

Ich bin so traurig in dem Sinne,
Der sonst so still und freundlich war,
So voll von Gottes süßer Minne,
So voll von Gottes Lichte klar;
Bei Menschen fühl' ich mich verlassen,
Und einsam faßt mich schlimme Noth,
Ich kann mich selber nicht mehr fassen
Und wünsche oft: o wär' ich todt!

Das macht, mein Gott hat mich verlaſſen,
Weil ich zuerſt mich ſelbſt verließ,
Und auf des Lebens breite Straßen
Mich thöricht gnug verlocken ließ.
Im bunten, gaukelnden Gedränge,
Wo floh es hin mein altes Glück?
Wie find ich zu der ſtillen Klause
Der Kinderunſchuld nun zurück?

O du, der in dies Land der Nächte
Die Unſchuld ſelbſt herabgeſandt
Daß ſie uns allen Gnade brächte
Und Heilung mit der milden Hand;
Der ſie ans harte Kreuz geſchlagen,
Mit Dornen blutig ſie zerriß,
Daß wir in Sünden nicht verzagen
Der unerſchöpften Huld gewiß:

Du tröſte, was den Treu verloren,
Du richte das Gefallen auf,
Und zu den heilen Himmelsthoren
Ermuthige des Pilgers Lauf.

Du biſt die Güte und die Treue.
Ich bin der Staub, ich bin das Nichts:
O ſende, daß mein Herz ſich freue,
Nur einen Strahl des ew'gen Lichts.

Nur einen Funken aus dem Feuer,
Aus welchem alles Leben rinnt,
Wodurch in hoher Sonnenfeier
Die größten Geiſter ſelig ſind;
Dann wirſt du wieder Gottes Spiegel,
Verarmtes und verwaiſtes Herz,
Und ihr Gedanken werdet Flügel
Und flieget alle himmelwärts.

33.

Schlafgesang für kleine Kinder.

Sussusu! schlaft sanft und süß,
Ihr Kindlein fromm und fein!
Der Gott, der euch erwachen ließ,
Wiegt euch in Schlummer ein,
Er hält die kleinen Kinder gut
Und liebt sie wunderbar
Und hat sie treu in sichrer Hut
Heut Nacht und immerdar.

Sussusu! schlaft sanft und süß,
Ihr Kindlein fromm und fein!
In einer Unschuld Paradies
Dringt keine Sorge ein,

Ihr thut, wie bunte Blümelein
Des Nachts die Augen zu
Und ſchlafet bis der Morgenſchein
Euch wecket aus der Ruh'.

Sulufulu! wer ſingt ſo ſchön?
Die Engel weiß und rein
Zu Füßen euch und den Häupten ſtehn
Und ſollen Wächter ſeyn.
Die hohen Wächter thun ſo gern,
Was Gott der Vater will,
Und leuchten jeder wie ein Stern:
Dann wird die Welt ſo ſtill.

Und ſtill und züchtig, fromm und rein
Und friſch und licht und klar
Webt's in die zarten Seelen ein,
Erquickt ſie wunderbar.
Auch klingt es oft wie Harfenton
Wie Geiſterflüſtern drein:
Die Kinder ſind im Himmel ſchon
Beim lichten Sternenſchein.

Susususu! schlaft sanft und süß
Ihr Kindlein fromm und fein!
Gott, der euch heut erwachen ließ,
Wiegt euch in Schlummer ein;
Er ist den kleinen Kindern gut
Und hält so treue Wacht
Daß alles sanft in Frieden ruht
In stiller, tiefer Nacht.

31.

Liebe Seele
Traure nicht so sehr,
Wer ist ohne Fehle?
Ohne Kummer wer?

Was auf Erden
Trägt das Leinenkleid,
Muß ja sündig werden
Vor der Heiligkeit.

Was auf Erden
Lebt mit Eitelkeit,
Muß ja traurig werden
Viel in Leid und Streit.

Gottes Liebe
Macht von Sünden rein;
In Dir bang und trübe
Scheint sie hellen Schein.

Gott hilft gerne
Dem, der ihm vertraut.
Der das Haus der Sterne
Ueber uns gebaut.

Der das Sehnen
Nach dem Himmel gab.
Trocknet alle Thränen
Bleichen Wangen ab.

Will versinken
Du das Herz in Leid,
Sieh die Sterne blinken
Ew'ger Herrlichkeit.

Sieh dem Ziele
Jenes Reigens zu.
Und mit Wonne fühle
Ewig bist auch du

Nicht vermodern
Mag ein Himmelsheim.
Wo die Sonnen lodern,
Ist des Menschen Heim.

Dort von oben
Sank er einst herab:
Was aus Licht gewoben,
Das begräbt kein Grab;

Engelschwingen
Tragen es empor
Von den Erdendingen
Zu der Geister Chor.

Darum muthig,
Liebe Seele, sei!
Ist der Kampf gleich blutig,
Ringe frisch und frei.

Wandle fröhlich
Auch durch dunkles Leid!
Droben bist du selig
Durch die Ewigkeit.

Sünd und Kummer
Ahnest dort du kaum
Wie im Morgenschlummer
Einen leichten Traum.

35.

Sternenreigen.

Und er ſaß
Unter Sonnen, die ihn kränzten,
Wie den Erden Waller Blumen.
Und zu ſeinen Füßen rollten
Sterne hin in blaſſem Schimmer,
Von dem höchſten Glanz verdunkelt;
Sterne, mächtige Regenten
Ungemeſſner Erden, welche
Die dort wohnen wieder ſpalten
In Welttheile, daß die Welt
Wie ſie's nennen, ſei zu faſſen.
Jeder Welttheil hat der Theile
Wieder viele, und wer Eines
Theilchens Herr iſt, dünkt gewaltig
Sich vor kleineren Tyrannen.

Darum Preis sei
Dem, der Sonnen hält und Sterne
Erden hält und was darauf kriecht!
Der Tyrannenseelen wegweht,
Wie der Herbstwind dürre Blätter!
Groß in Gott.

Betet an!
Verhüllt euch, Sonnen!
Und ihr Gloria und Chromen
Stürzet nieder vor dem Schemel
Seiner Füße! Denn er zürnt.
Dunkel hüllet seinen Glanz
Und aus finstern Wolken rollen
Donner, und das Sonnenfeuer
Stirbt vor seiner Blitze Leuchten,
Hagel, Schloßen, Wirbelwinde
Springen als die schnellen Boten
Sausend vor dem Wagen her
Und es zittern alle Länder
Alle Meere schwellen über.
Und der Mensch flieht in die Hütte

Und das Wild in seine Höhle,
Und der Vogel sucht den Baum,
Und die höchsten Engel schweigen
Mit den Fittichen sich deckend
Vor der Majestät des Herrn,
Denn Gott zürnt.

Freuet euch!
Gehet wieder auf, ihr Sonnen,
Und ihr Morgenröthen klinget
Singe Schwan des Himmels wieder,
Und du, der den Strahlenstab
Führt als Fürst des Himmelsreigens,
Mahne die gesinnte Schaar
Wieder zu dem Tanz, Orion.
Auch ihr, die im Staube wohnet,
Menschen, erdumhüllte Geister,
Betet an, und freuet euch! —
Denn sein Grimm hat ausgedonnert,
Und sein Zorn ist weggeblitzet
Betet an den guten Gott!
Und ihr Vögel in den Büschen,

Und ihr Thiere auf den Feldern,
Und ihr Blumen, Sonnenkinder,
Werdet alle Eine Stimme
Und Ein Glanz, Ein Duft, Ein Klang!
Preiset ihn, der wieder lächelt!
Gut ist Gott.

Preis sei ihm,
Der die Blumen und die Sterne
Und die Sonnen und die Erden
Und das Menschenherz, das warme,
Alle schuf, selig schuf,
Der sie an dem weiten Busen
Trägt wie seine lieben Kinder,
Durch den süßen Reiz des Lichts,
Alles wieder hin versammelt
In dem Glanz, woher es kam.
Preis sei ihm!
Preis sei ihm, der heilig ist!
Der die tiefe Himmelssehnsucht
Allen in das Herz getrieben,
Daß wir sollen heilig seyn.

Denn wer rein iſt und unſchuldig,
Iſt der Erſte in der Herrſchaft,
Iſt der Mächtigſte nach ihm;
Denn unſödtlich nur iſt Liebe,
Unermüdlich nur die Güte,
Und die Unſchuld unverletzlich:
Dieſe drei mit Gott erſchufen
Alle Welten, alle Seelen.
Und ihr Ruf geht durch die Länder
Immer bis zum letzten Tage:
Heilig iſt Gott!

Gott der Gärtner.

Die Erde ist ein Garten
Voll süßer Blümelein.
Gott selbst will ihrer warten
Und gerne Gärtner sein.
Will ihrer früh und spat
In frommer Treue pflegen,
Mit Sonnenschein und Regen
Und Thau erquicken sie.

Die erste Blum' vor allen
Das muß die Liebe sein.
Der Menschen Wohlgefallen
Der Engel höchster Schein.

Sie ist die Rose roth
Und muß auf Dornen stehen:
Sobald die Winde wehen
Ist ihre Schöne todt.

Die zweite, die Gott liebet
Nächst Liebe allerbest,
Ist die das Gute übet
Und sich nichts merken läßt.
Ihr Name Demuth heißt.
Auf Erden auch das Veilchen.
Sie blüht ein kurzes Weilchen
Doch kaum die Blüthe weist.

Der Glaube heißt die dritte.
Sie duftet nur bei Nacht
In aller Geister Mitte,
Bei voller Himmelspracht:
Da thut das Herz sich auf
Der frommen Nachtviole,
Wann hell von Pol zu Pole
Sich schwingt der Sterne Lauf.

Auch Hoffnung ist nicht minder
Ein liebes Gotteskind,
Wohl liebstes seiner Kinder,
Die nur hienieden sind,
Schneeblümchen grün und bleich,
Holdselig von Gebehrden,
Du bist ihr Bild auf Erden,
Kömmst mit dem Lenz zugleich.

Auch du, die im Gemüthe
Beständig ist und treu,
Du aller Zeiten Blüthe
Mir lieb gegrüßet sei!
Merlblümlein frisch und bunt!
Beständigkeit soll leben!
Woll' unser Gott uns geben
Solche Lieb' zu jeder Stund'!

Und du, die auf dem Throne
Des Blumengartens sitzt
Und mit der weißen Krone
Gleich einem Engel blitzt

O, Lilie, Unſchuld ſüß!
Du winkeſt uns von hinnen
Mit Herzen und mit Sinnen
Zurück zum Paradies.

Noch Blumen viel und Pflanzen
Hat Gott, der Gärtner, mehr;
Wer ſie erzählt im Ganzen,
Der zählt den Sand am Meer.
Wie viel er ausgeſtreut.
Wie könnte ich ſie zählen
Die ſüßen Blumenſeelen
Mit buntem Sonnenkleid.

Soll ich mir eine nehmen,
Müßt es die Lilie ſein.
Steht wie ein Geiſterſchemen
Mit ſtillem Himmelſchein.
Wehmüthig hebt ihr Blick
Empor zum Licht der Sterne.
Sie wäre ach! wie gerne
Im Vaterland zurück!

So weiß und so unschuldig
So züchtig und so traut,
Demüthig und geduldig
Die schönste Himmelsbraut
Sieht sie und lächelt süß
Hinauf zu ihren Sternen
Daß wir uns sehnen lernen
Zum alten Paradies.

„O Gärtner treu und milde,
„Der alles kann und weiß
„Mach mich zu ihrem Bilde,
„Mach mich so rein und weiß,
„Dann kann ich droben froh
„Als Lilienmädchen kommen
„Und unter allen Frommen
„In Unschuld blühen so.

37.

Weihnachtslied.

Der heilige Christ ist kommen
Der süße Gottessohn.
Des freu'n sich alle Frommen
Im höchsten Himmelsthron;
Auch was auf Erden ist,
Muß preisen hoch und hehr
Mit allen Engeln droben
Den lieben heil'gen Christ.

Das Licht ist aufgegangen,
Die lange Nacht ist hin.
Die Sünde ist gefangen
Erlöset ist der Sinn.
Die Furcht vor Gott ist weg
Und Liebe und Entzücken
Baut weite Himmelsbrücken
Aus jedem schmalsten Steg.

Verwaiset sind die Kinder
Nicht mehr und vaterlos.
Gott ruft selbst die Sünder
In seinen Gnadenschoß.
Er will, daß alle rein
Von ihren alten Schulden
Vertrauend seinen Hulden
Gehn in den Himmel ein.

Drum freuet euch und freuet
Ihr Kindlein fern und nah!
Der euch den Vater weihet
Der heil'ge Christ ist da.
Er ruft so freundlich drein
Mit süßen Liebesworten,
Geöffnet sind die Pforten,
Ihr Kinder kommt herein!

Verlag von Th. Knaur in Leipzig.

Perlen deutscher Dichtung.

Eine Festgabe für junge Herzen ausgewählt von M. Arnold.

Mit [illegible] und Illustrationen von

A. Zick, Carl Herrmann u. A.

In feinstem Prachtband mit Goldschnitt Preis M. 4.

Lebenswege im Dichterwald.

Eine Mitgabe für das Leben

zusammengestellt aus der deutschen Litteratur von M. Arnold.

Prachtband mit Goldschnitt. Preis M. [illegible]

Erkenne dich selbst!

Beiträge zu einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung

von Herm. Opitz.

[illegible]

[illegible] Bogen 8. Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 1.50

Verlag von Th. Knaur in Leipzig.

Merkbüchlein für alle Tage.

Mit Textstellen a. d. heil. Schrift und Versen versehen

vom Pastor G. Jung.

In zweifarbigem Druck auf feinstem Schreibpapier ist für jeden Tag [illegible]

Christliches Geburtstag-Album.

Mit Textstellen aus der

heiligen Schrift und Versen auf alle Tage des Jahres

von Pastor G. Jung.

Mit Titelbild in Lichtdruck. 150 Seiten mit blauliniertem

Schreibpapier durchschossen.

Elegant gebunden mit Goldschnitt Mark 4.

Mit dem „Christlichen Geburtstag-Album" wird ein mehrfacher Zweck zu erreichen gesucht. [illegible]

Verlag von Th. Knaur in Leipzig.

Deutsche Lyriker seit 1850.

Mit einer literar.-historischen Einleitung und biographischen Notizen.

Herausgegeben von Dr. Emil [illegible].

[illegible]

Mit den Bildnissen unserer beliebtesten Dichter und Emanuel Geibels Porträt in Stahlstich, gestochen von A. Weger.

[illegible]

Zu Herzensfreude und Seelenfrieden.

Klänge deutscher Dichter aus neuerer u. neuester Zeit.

Herausgegeben von Carl Jul. Lötschke.

[illegible]

Die richtige und billige Ernährung.

Kochbuch und Haushaltungslehre

für den sparsamen Haushalt.

Von Ottilie [illegible]

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Elegant gebunden Mark [illegible]

[illegible]

Rhodopis. Ein Märchen. Von A. v. Freydorf. Karlsruhe 1884.

Ring, Kram und Schleier. Ein Märchen als Brautwillkomm. Von A. v. Freydorf. Karlsruhe 1885.

Die Liebesquelle von Spangenberg. Erzählung von A. v. Freydorf. Berlin 1885.

Waldprinzeßchen. Ein Märchen von A. v. Freydorf. Illustriert von Prof. F. Keller. Berlin 1885.

Die Rosen der heiligen Elisabeth. Dramatische Legende von A. v. Freydorf. Karlsruhe 1886.

In der Geißblattlaube. Märchensammlung von J. Scheffelv. A. v. Freydorf. Dresden 1886.

Allerlei Kinder-, Blumen- u. Vogel-Geschichten. Bilderbuch von A. v. Freydorf. Illustriert von Anton v. Werner. Stuttgart.

Der Geiger von Thun. Roman von A. v. Freydorf. Ein Band elegant gebunden 5 Mk.

Daheimbibliothek.

Druck von Walter Kriner in Leipzig